König
Richard Löwenherz
von England.

Für die Jugend

bearbeitet

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg.
Verlag von J. L. Lotzbeck.

Nach Walther Scots Talismann.

Einleitung.

Die Veranlassung zu den Kreuzzügen. Uebersicht der drei ersten Kreuzzüge.

Es war schon in den allerfrühesten Zeiten, in welchen das Christenthum im römischen Staate zur unangefochtenen Geltung gekommen, Sitte, nach Palästina zu reisen, um dieses merkwürdige Land und alle durch historische Anlässe in demselben geheiligten Plätze zu besuchen.

Solche Reisen wurden Wallfahrten genannt und das religiöse Gefühl fand in ihnen nicht allein etwas Befriedigendes, sondern bald auch etwas Segenbringendes nnd Verdienstliches. Der gläubige Christ glaubte seinem Heiland an jenen Stätten, wo derselbe geboren worden war, gelebt, Wunder gewirkt hatte, gelitten, gestorben war und in der Grabesruhe geschlummert, näher zu sein. Er glaubte hier mehr Erhörung für seine Gebete zu finden und seine Sünden besser, als irgend wo, abbüßen zu können. Die Beschwerden einer langen Reise, die immer zunehmende Begierde, das heilige Land und in ihm die heiligen Orte zu erreichen, der Einfluß eines

milderen Klimas und der außerordentliche Anblick seiner eigenthümlichen Natur und ihrer Gaben — alles dieses wirkte anregend auf die Einbildungskraft und durch diese auf den religiösen Sinn und so kam es denn, daß die Wallfahrten nach dem gelobten Lande immer zunahmen, bis — das Schwert der Chaliphen sich ihnen hindernd in den Weg stellte.

Allein auch die Mohammedaner waren von ihrem Propheten auf Jis Ben Maria, Ben Jussuph (Jesus, den Sohn der Maria und des Joseph) aufmerksam gemacht und ihnen dessen Verehrung anbefohlen worden. Der Lügenprophet, der sich für den letzten und größten aller Gottesboten ausgab, hatte es nicht gewagt, eine solche göttliche Autorität anzutasten; er hielt es nur für nothwendig, sich um einen Rang höher zu stellen. Seine Anhänger betraten deshalb, obwohl sie das Land mit Gewalt der Waffen sich unterwarfen und die Nazarener mit Feuer und Schwert zum Islam bekehrten, dennoch die heiligen Orte in und um Jerusalem mit abergläubischer Scheu und als sie erst im sichern Besitze Palästinas waren, hinderten sie den Christen auch ferner nicht den Zutritt zu denselben, sondern begnügten sich damit, die Pilger zu plündern, indem sie ihnen hohe Abgaben für die Erlaubniß, an den heiligen Orten ihre Andacht zu verrichten, zahlen ließen.

Anders gestaltete sich die Sache, als Palästina unter egyptische Herrschaft kam. Nun waren die

Pilgrime, deren Zuzug insbesondere aus Europa sich fortwährend mehrte, Bedrückungen unterworfen. So traten unter Andern **1065** der Erzbischof Siegfried von Mainz, dann die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht mit einem Gefolge von siebentausend Wallfahrern eine Pilgerreise nach Jerusalem an, die besonders berühmt wurde. Sie standen viele Gefahren aus und nur zwei tausend dieser Pilgrime sahen ihr Vaterland wieder.

Als endlich die Seldschuken Syrien erobert hatten, stiegen die Bedrängnisse der Pilger durch den Uebermuth und die Gewaltthaten dieser rohen Barbaren bis zur Gefahr. Orthok, der Häuptling eines türkischen Stammes, hatte von Thuthusch, Malek Schahs Bruder, Jerusalem erhalten. Dieser und seine Barbaren mißhandelten die Christen, beschimpften die geheiligten Oerter und duldeten die Andachten der frommen Wallfahrer nicht mehr. Darüber erschollen im Abendlande laute Wehklagen und diese gingen vielen frommen Männern zu Herzen, ja erweckten den Wunsch, in Heeresmasse hinzuziehen und das heilige Land den Ungläubigen mit dem Schwerte in der Hand wieder zu entreißen.

Schon einige Zeit vorher hatte sich der durch die Mohammedaner schwer bedrängte griechische Kaiser an Gregor VII. mit der Bitte um Beistand gegen seine furchtbaren Feinde gewendet. Allein die bekannten Zerwürfnisse mit Heinrich, dem deutschen

Kaiser, hinderten den großen Papst, etwas zur Erlösung des heiligen Landes zu thun, obwohl er bei dieser Gelegenheit auch seinen Lieblingsentwurf, die morgenländische Kirche mit der abendländischen zu vereinigen, zerrinnen sah. Er forderte zwar die Könige von Frankreich und Deutschland auf, einen Feldzug nach dem heiligen Lande zu unternehmen, dem er in Person beiwohnen wollte. Allein sein Tod vereitelte diesen Plan gänzlich.

Da erschien ein sonderbarer Mann, Peter, aus der Stadt Amiens gebürtig, früher Einsiedler, der eine Pilgerreise nach dem heiligen Lande unternommen hatte, plötzlich bei Urban II., dem zweiten Nachfolger des großen Gregor. Er brachte Bittschriften von dem Patriarchen von Jerusalem und entwarf ein rührendes Gemälde von der Lage der Christen und dem Schicksale der Pilger in Palästina. „Christus,“ sagte er, „sei ihm im Traume erschienen, und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten. Der Papst wurde durch die glühenden Vorstellungen des seltsamen Mannes für dieses Unternehmen begeistert und sendete Petern durch Italien und Frankreich, um dort selbst Christi erhaltenen Befehl zu verkündigen. Das Erscheinen dieses Mannes war ganz für seine Sendung geeignet. Abgezehrt von Hunger, Durst und langen Beschwerden, barfuß nnd mit entblößtem Scheitel, in Bettlerlumpen gekleidet, einen Strick um die Lenden und in der Hand ein Crucifix, saß er auf einem magern Esel.

Er predigte in Kirchen, auf Kreuzwegen und auf der Heerstraße den heiligen Krieg gegen die Mohammedaner und übte durch seine feurige Beredsamkeit und durch sein ganzes anregendes und begeisterndes Wesen eine solche Gewalt über die Gemüther der Menschen aus, daß selbst Greise die längst verrosteten Waffen hervorsuchten und Kinder sich übten, die Lanze zu tragen.

Der Papst schrieb, nachdem durch Peter die Sache vorbereitet war, eine Kirchenversammlung nach Piacenza (1095) aus und es versammelte sich daselbst eine solche Anzahl von Geistlichen und Laien, daß die Sitzungen unter freiem Himmel gehalten werden mußten. Gesandte des griechischen Kaisers waren mit Bittschriften angelangt, worin um Hilfe gebeten wurde. Der Papst hielt nun eine feurige Rede und regte durch dieselbe so an, daß schon hier viele sich verpflichteten, den Kriegszug nach dem gelobten Lande mitzumachen.

Der Papst wendete sich nun nach Frankreich. Ihn begleitete der feurige Peter. Zu Clairmont versammelten sich nun um das Oberhaupt der Christenheit am 18. November 1095 die Fürsten, Herren und Ritter, dann der Clerus von Frankreich. Kein Auge blieb bei der rührenden Schilderung der Leiden der Christen trocken, welche Urban entwarf, keine Faust war, die sich nicht im Zorne erhoben hätte, als Peter die Entweihung der heiligen Orte schilderte und die abscheulichen Befleckungen, welche sich die Türken mit denselben erlaubten. Seiner

Rede antwortete der donnernde Ruf aus tausend Kehlen: Es ist Gottes Wille!

Viele anwesende Bischöfe, Fürsten und Herren erklärten sich sofort bereit, zum heiligen Grabe zu ziehen und dasselbe den Ungläubigen zu entreißen. Man heftete denen, die den Zug mitzumachen versprachen, als Zeichen ein rothes Kreuz aus Tuch auf die linke Schulter und nannte sie statt Wallfahrer Kreuzfahrer. Die Begeisterung war so mächtig, daß sich Väter aus den Armen ihrer Kinder, Gatten aus denen der Gattinen, Söhne aus den Armen der Eltern rissen. Jedermann sah Zeichen am Himmel; ein feuriger Weg gehe, hieß es, durch die dunkle Bläue nach Morgen hin und bald darauf erschien der halbe Himmel blutroth. Eine pestartige Seuche, welche Europa verheerend durchzog, mußte die göttliche Strafe für das Zögern sein. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter am Himmel fechtend und den mit dem Kreuze haben siegen sehen. Ja es wurde sogar die Sage verbreitet: Karl der Große werde von den Todten auferstehen und die Kreuzfahrer selbst anführen.

So entstand die große und allgemeine Bewegung in Europa, deren Folgen, die Kriegszüge nach Palästina, unter dem Namen Kreuzzüge bekannt sind. Sie hat fast zwei Jahrhunderte gedauert. Allen Kreuzfahrern war völliger Ablaß der Sünden verheißen, und denen, die Geld und Gut

zurück ließen, versprach die Kirche, es in treue Verwahrung zu nehmen, und es den Rückkehrenden unverkürzt und unbeschädigt zurückzuerstatten. Alle Zinsen sollten aufgehoben sein, während der Schuldner im heiligen Lande wäre und für die Hinterbliebenen sollte väterlich gesorgt werden. Da zogen eine Masse Schuldner nach Palästina, um ihren Gläubigern zu entrinnen, fast mehr als solche, die wirklich von der Begeisterung dahingetrieben wurden und das noch in elender Leibeigenschaft gehaltene Landvolk verließ Pflug und Egge, um doch auch einmal die Freiheit zu schmecken.

Betrachten wir nun die Fürsten und Herren, welche in den heiligen Krieg zogen. Der edelste und tapferste unter ihnen war Gottfried von Bouillon; er nahm das Kreuz aus rein religiösem Eifer. Ebenso Raimud von Toulouse, ein alter tapfer Krieger, der sein Leben im Dienste des heiligen Grabes beschließen wollte. Allein viele andere hatten neben der Absicht, das heilige Grab zu befreien, auch weltliche Gründe. So ging Robert von der Normandie an der Spitze vieler Pilger in das heilige Land, weil er des nie rastenden heimischen Zwistes und der beständigen Empörungen seiner Barone müde war. Aus mehr oder weniger selbstsüchtigen Absichten folgten der Fahne des Kreuzes noch eine Menge anderer Herren und Ritter. Wir nennen unter ihnen Hugo, Graf von Vermandois, den Bruder des Königs von Frankreich, dann Stephan, Graf von Blois

Boemund, Fürst von Tarrent, den tapfern Toncred, seinen Bruder und andere mehr. Die meisten von diesen Herren weihten ihr Leben dem heiligen Kriege, und hofften aber, in den eroberten Ländern neue Reiche zu gründen. Deshalb verkauften oder verpfändeten sie einen Theil ihrer Besitzungen in der Heimath, indem sie hofften, dafür reichen Ersatz im Morgenlande zu finden.

Die Fürsten rüsteten Heere, indem sie bedachten, welche Macht die Eroberung so weit entlegener und von so tapfern Feinden vertheidigter Länder erforderte. Nicht so Peter von Amiens. Diesem dünkte die festgesetzte zum Aufbruch bestimmte Zeit zu lange; er erschien also schon im Frühjahre mit einem Heer. Es war das eine zusammengelaufene Menschenmasse ohne Waffen, ohne Geld, ohne Reiterei, eine Schaar, die meist aus Strolchen und Landläufern bestand, die in der Heimath nichts mehr zu hoffen hatten oder nirgends mehr geduldet wurden. Bald erhielt Peter einen kriegserfahrenen Genossen, der ihm noch fünfzehn tausend Mann zu Fuß und acht Reiter zuführte. Er hieß Walther, gen. Senzaveir, d. h. Habenichts, weil er bettelarm war. Peters und Walther Habenichts Schaaren zogen durch Deutschland, Ungarn und so hinab nach Constantinopel. Sie raubten und plünderten unter Weges und der größte Theil von ihnen wurde deshalb erschlagen. Was die Ungarn und Bulgaren von ihnen übrig ließen, raffte das Schwert der Türken hinweg, mit denen sie in

Bythynien, wohin sie der griechische Kaiser auf ihr Verlangen übersetzen ließ, in Kampf geriethen. Walther fand hier seinen Tod in einem Gefecht; Peter aber flüchtete mit etwa dreitausend Mann zurück nach Constantinopel.

Das Schicksal dieser zwei Heere schreckte ein drittes nicht ab, denselben Weg bei noch unbedachtsamerem Verfahren einzuschlagen. Es wurde von einem Geistlichen, dem Presbyter Gottschalk aus Trier angeführt und bestand aus noch viel roheren und lasterhafteren Menschen, als jenen Gefährten des Peter und Walther Habenichts. Kaum begann diese Horde in Ungarn ihre frechen Räubereien, so entstand ein allgemeiner Kampf gegen sie, in welchem sie fast sammt und sonders von den Magiaren erschlagen wurden.

Ein vierter Haufen zog aus Frankreich aus. Er übertraf an Abscheulichkeiten und Aberglauben alle ihm vorhergegangenen. Dieses aus allerlei Strolchen, Taschendieben, Räubern und dergleichen Gesindel bestehende Heer ließ eine Gans und eine Ziege vor sich herlaufen, indem es diese armen Thiere vom heiligen Geiste beseelt glaubte. Diese sollten nun seine Führer nach dem heiligen Lande sein. Sobald diese Pilger nach Deutschland in die Rheinstädte kamen, fielen sie über die dort ansäßigen reichen Juden her und verübten, mit dem verruchtesten Pöbel dieser großen Handelsplätze verbunden, gegen die unglücklichen Israeliten die größten Schandthaten.

So gingen gegen zwei hundert tausend Menschen zu Grunde, ohne daß einer von ihnen auch nur das heilige Land gesehen hatte, bis endlich die oben genannten Fürsten mit ihren gewaltigen und geordneten Heeren aufbrachen. Vor ihnen beugte sich alles, zitterte der griechische Kaiser. Sie erreichten nach unzähligen Beschwerden das gelobte Land, erstürmten Jerusalem und gründeten in den eroberten Provinzen neue Reiche. Das Königreich Jerusalem erhielt Gottfried von Bouillon und ihm folgte, als er schon **1100** starb, sein Bruder Balduin.

Allein die neuen Reiche sanken nach und nach wieder, als die Unterstützungen aus Europa aufhörten und die Egypter, Seltschucken und Sarazenen rissen ein Stück nach dem andern von den neuen christlichen Staaten wieder ab. Selbst Edessa, wo Balduin geherrscht hatte, fiel wieder in die Gewalt der Mohammedaner. Da predigte der heilige Bernhard einen zweiten Kreuzzug. Dieser wurde von den Königen von Deutschland und Frankreich persönlich angeführt. Allein nach einem an tapfern Thaten reichen, an Glück und Ergebnissen aber armen Feldzug verließen die Könige das Morgenland und zogen nach ihren Ländern zurück, durch die traurigsten Erfahrungen im höchsten Grade unmuthig gemacht.

Nach einem acht und achtzigjährigen Bestand fiel endlich auch das Königreich Jerusalem. Saladin, der Sultan von Egypten, eroberte die Stadt

und machte somit der Herrschaft der Christen im Morgenlande wieder ein Ende.

In Deutschland herrschte Friedrich der Rothbart, ein ritterlicher Hohenstaufe. Ihn wußte der Papst Urban zu einem Kreuzzuge zu bewegen. Die Kreuzfahrer gelangten unter unsäglichen Beschwerden, Hindernissen aller Art und Gefahren nach Kleinasien bis an den Fluß Kalykadnus. Hier wollte der tapfere Kaiser schwimmend mit dem Pferde übersetzen, da die Brücke zu schmal war und der Uebergang zu lange dauerte. Aber die Wellen ergriffen den kühnen Greis, man brachte ihn entseelt an das Ufer. Damit war auch der Kreuzzug selbst verunglückt; er endete und das Heer zerstreute sich, ohne daß weiter etwas Bedeutendes unternommen wurde.

Wir sind nun auf dem Punkte angelangt, wo unsere Erzählung beginnen kann, beim ritterlichsten wenn auch nicht glücklichsten aller Kreuzzüge, nämlich bei dem berühmten Zuge der Könige Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich nach dem Morgenlande, aus dem wir nach einer nöthigen Einleitung unsern Lesern einzelne Bilder vorführen werden.

Der Kreuzzug der Könige Philipp August und Richard Löwenherz.

Krieg war zwischen Frankreich und England, als die Nachricht vom Falle Jerusalems die ganze Christenheit wie ein elektrischer Schlag durchzuckte und das Wehgeschrei des Papstes und sein Hilferuf für die bedrängten Christen im Morgenlande widerhallte in allen fromm für die heiligen Orte glühenden Herzen. Es war der hochherzige und heilige Gedanke an des Grabes Jesu Befreiung aus den Händen der Ungläubigen noch mächtig genug, um den ritterlichen Muth zu entflammen; noch lebte Heldensinn, glühte Heldentugend genug in den Völkern Europas, daß sie in einem Kampfe gegen die Mohammedaner die reiche Gelegenheit zur Uebung ritterlicher Thaten erblickten und über die Gefahren hinwegsahen, wie der Schiffer über die braußenden Wogen der See nach dem fernen lieblichen Gestade, wo die Palmen winken, hinschaut, und des aus den Brandungen ihn angähnenden offenen Grabes nicht achtet.

Da beschlossen die ritterlichen Fürsten von Frankreich und Britannien, ihren Zwist ruhen zu lassen und besprachen sich persönlich auf einer Zusammenkunft zwischen Gisors und Trie. Sie dauerte vom 13. bis zum 21. Januar 1188. Ein frommer Priester, der Bischof von Tyrus, war als Abgeordneter der morgenländischen Christen zu ihnen gekommen und schilderte die Noth der Christen in Palästina so

eindringlich und ergreifend, daß die Könige innig gerührt wurden und sich entschlossen, sofort das Kreuz zu nehmen. Eine große Anzahl ihrer Vasallen folgten diesem hochherzigen Beispiele der Monarchen, unter ihnen namentlich die Erzbischöfe Walther von Rouen und Balduin von Canterbury, dann die Bischöfe von Beauvais und Chartres, endlich der Herzog Hugo von Burgund, Richard, Graf von Poitou, Philipp, Graf von Flandern, Theobald, Graf von Blois, Rotraud, Graf von Perche, Wilhelm, Graf von Rochefort, Heinrich, Graf von Champagne, Stephan, Graf von Sancerre, Robert, Graf von Dreux, die Grafen von Clermont, Beaumont, Soissons, Nevers, Vendome und Bar, Wilhelm und Drogo von Merlou, Aubri von Boulogne und eine Menge anderer hochgeborner Herren und Ritter. Zum Unterschiede der Nationen nahmen die Franzosen ein rothes, die Engländer ein weißes Kreuz, die Flanderer ein grünes.

Der Ort, wo die Könige zusammengekommen waren, wurde für alle Zeiten das heilige Feld genannt, und durch Errichtung eines hölzernen Kreuzes geweiht. Auch sollte auf gemeinschaftliche Kosten eine Kirche daselbst gebaut werden. Allen Schuldnern wurden die Zinsen auf zwei Jahre nachgelassen und wer nicht mitgehe, sollte zum Besten des Zuges den zehnten Theil von seinem Vermögen ent-

richten. Dieser Zehnten wurde Saladinszehent genannt und von seiner Entrichtung waren selbst die Geistlichen nicht frei.

Die Sache schien rathsam gefördert werden zu sollen. Allein die Nationaleifersucht, besonders der Groll derEngländer, brachten beinahe alles wieder zum Scheitern. Durch einen unbedeutenden Anlaß gekränkt, begann Heinrich II. von England die Feindseligkeiten gegen Frankreich wieder und es schien erst ein blutiger Krieg in Europa ausgefochten werden zu müssen, ehe sich die Heldenschwerter der Briten und Franzosen gegen Asiens und Afrikas Söhne wendeten. Da starb Heinrich II. plötzlich und sein Sohn Richard, dem sein kühner furchtloser und edler Sinn den Beinamen „Löwenherz" erworben hat, folgte ihm in der Regierung nach. Dieser schloß schnell Frieden mit Frankreich und beseitigte alle andern Geschäfte so schnell als möglich, um nur recht bald nach Palästina zu kommen.

Der Zug nach Palästina sollte zur See geschehen. Nachdem Philipp August die Heerfahne seines Reiches, die Oriflamme, ein aus einem Stücke feuerrothen Taffets verfertigtes Panier auf einer vergoldeten Stange, das in drei Spitzen ausgezackt war, an denen grüne Quasten hingen, in der Abtei St. Denis empfangen, dann die Pilgertasche, den Pilgerstab und den Segen der dort verwahrten Krone des Heilands erhalten hatte, zog er mit seinem Heere nach Genua und schiffte sich dort ein. Richard mar-

schirte mit seinen Britten durch Frankreich nach Marseille und ging hier zu Schiffe.

Die italienischen Seestädte Genua, Livorno, Pisa, und Venedig stellten die nöthigen Flotten. Diese reichen blühenden Handelsplätze gewannen nicht wenig durch diese Transporte. Es entstand ein ausgebreiteter Seehandel und Italien wurde wieder der Mittelpunkt der Kultur und die Erweckerin der Künste. Die leer zurückkehrenden Schiffe nahmen gewöhnlich Erde aus dem gelobten Lande mit, um mit ihr die Gottesäcker zu füllen. Man glaubte seliger in dem heiligen Sande zu schlummern. Wie viele rührende Gefühle sind doch mit dem kindlichen Glauben jener Zeit aus der Welt entschwunden! *)

In Messina fand die Vereinigung des französischen und englischen Heeres statt. Allein kaum war diese vollzogen, so entstanden wieder Reibungen und in Folge derselben blieben die Truppen den ganzen Winter unthätig in Sicilien. Das war ein schlimmes Versehen, denn die für die Europäer geeignetste Zeit zur Kriegführung verstrich so ungenützt. Endlich gelang es doch, die Heere nach Asien überzusetzen und sie landeten nun bei der Festung Acre, dem Schlüssel von Palästina.

Diese starkbefestigte Stadt hatte Guido von Lusignan nun schon seit zwei Jahren vergebens belagert. Aber jetzt erhielt er Verstärkung und nun übernahm

*) Menzels hist. Betr.

Richard Löwenherz das Kommando der vereinigten deutschen, französischen und englischen Heere, und nun stieg durch die energischen Anstalten, die er traf, die Noth der Belagerten bald aufs Höchste.

Erstes Bild.

Der Kreuzritter und der Findling.

Die brennende Sonne Syriens hatte noch nicht den höchsten Punkt am Horizont erreicht, als ein Ritter, auf dessen weißen Mantel ein rothes Kreuz hing, langsam die Sandwüsten durchzog, welche an das todte Meer grenzen.

Unsere Leser wissen, daß in diesen historisch merkwürdigen Landsee sich die Gewässer des Jordans ergießen, die vom Libanon herkommend, Palästina durchströmen, und daß das todte Meer keinen Abfluß hat.

Der kriegerische Pilger war am frühen Morgen über Klippen und Abgründe mühsam herumgekommen. Als er sich später aus diesen Felsen und gefährlichen Hohlwegen herausfand, trat er auf jene große Fläche, wo vor grauen Tagen die mit Fluch beladenen Städte Sodom und Gomorrha sich die furchtbare Rache des Allmächtigen zuzogen.

Die Beschwerden, der Durst, die Gefahren des Weges waren vergessen, als sich der Reisende des

schrecklichen Schicksals erinnerte, welches das fruchtbare Thal von Siddim, einst als der Garten Gottes wohlgetränkt, in eine dürre traurige Wüstenei verwandelt und zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt hatte.

Er machte vor sich das Kreuz, als er die dunkle Masse wallender Gewässer erblickte, an Farbe und Beschaffenheit dem Wasser jedes andern Sees unähnlich und er schauderte zurück in der Erinnerung, daß unter diesen trägen Wellen einst die stolzen Städte der Ebene lagen, denen der Donner des Himmels verbunden mit dem Ausbruche unterirdischer Feuer ihr Grab bereitet hatte, und deren Ueberreste selbst von jenem See verborgen werden, der keinen lebendigen Fisch in seinem Schooße enthält, kein Schiff auf seiner Oberfläche trägt und als wenn sein eigenes furchtbares Bette blos seinem stockenden Wasser zum Behälter dienen könnte, nicht wie andere Seen seinen Beitrag zum Meere sendet.

Das ganze Land rings umher war wie in Moses Tagen Schwefel und Salz; es wird nicht besäet, es trägt nichts, kein Gras wächst auf ihm. Das Land und der See sind todt, denn sie bringen nichts Lebendes, nicht einmal Pflanzen hervor und selbst die Luft entbehrt ihrer gewöhnlichen befiederten Bewohner, die wahrscheinlich abgeschreckt werden durch den Geruch des Erdpeches und Schwefels, welchen die brennende Sonne aus den Gewässern des Sees in Dampfwolken, die oft das Ansehen von Wasserfällen haben, ausdünsten läßt. Mas-

sen schlammiger schwefeliger Substanz, Naphtha genannt, die auf den trägen und trüben Wellen schwammen, versahen jene sich hinwälzenden Wogen mit neuen Dämpfen und schienen die Wahrheit der Erzählung furchtbar zu bekräftigen.

Auf dieses Schauspiel der Verödung leuchtete die Sonne mit fast unerträglichem Glanz und jedes lebende Wesen schien sich vor ihren glühenden Strahlen verborgen zu haben, ausgenommen die einsame Gestalt, die sich durch den mit jedem Schritt auffliegenden Sand bewegte, und auf der weiten Ebene die einzige zu sein schien.

Die Tracht des Reiters und die Ausrüstung seines Pferdes schienen auch ganz besonders unpassend für die Reise durch ein solches Land recht absichtlich gewählt zu sein. Ein Rock mit einem Panzer, mit langen Aermeln und beschlagenen Handschuhen und ein stählernes Bruststück galten noch nicht für schwer genug zur Rüstung. Auch hing ihm noch sein dreieckigter Schild um den Hals; dazu sein gegitterter Helm von Stahl, über welchen eine Panzerkappe und ein Mantel herabrollte, der die Schultern und den Hals des Kriegers umschloß und die Leere zwischen dem Brustharnisch und der Sturmhaube ausfüllte. Seine untern Gliedmaßen waren wie sein Leib, in biegsame Panzer gefaßt, und diese schützten die Schenkel und die Waden, indeß die Füße auf beschlagenen Schuhen ruhten, welche mit Panzerhandschuhen übereinstimmten. Ein langes gerades doppelschneidiges Schwert mit kreuzförmigem Griff entsprach

einem Dolch auf der andern Seite. Die gefährlichste Waffe aber, welche der Ritter hatte, die lange mit der Stahlspitze besetzte Lanze ruhte mit dem einen Ende auf dem Steigbügel und war so an seinen Sattel geheftet, daß sie, indem er ritt, hinten hinausragte und ihr Fähnchen entfaltete, das mit der schwachen Luft spielte. Zu diesem schweren Anzuge kam noch ein sehr abgenützter Rock von weißem Tuch, der insofern nützlich war, als er die brennenden Sonnenstrahlen von der Rüstung abhielt, welche sie sonst dem Ritter unerträglich gemacht haben würden. Der Ueberrock trug an verschiedenen Stellen das Wappen des Besitzers, doch war diese Stickerei so verbleicht, daß sie kaum mehr erkenntlich war. Es schien dieses ein schlafender Leopard zu sein mit der Umschrift: „Ich schlafe, weck mich nicht!" Einen Umriß von demselben Inhalt konnte man auch auf seinem Schilde entdecken; doch hatte mancher Schwerthieb das Bild fast verwischt. Der flache Obertheil seines schweren cylinderförmigen Helms war mit keinem Busch verziert. So schienen die nördlichen Kreuzfahrer mit Beibehaltung ihrer eigenen schwerfälligen Rüstung der Beschaffenheit des Himmelsstriches und des Landes, wo sie Krieg führen sollten, trotzen zu wollen.

Die Ausrüstung des Pferdes war kaum weniger schwerfällig, als die des Reiters. Es trug einen gewichtigen mit Stahl belegten Sattel, der vorne mit einer Art von Bruststück und hinten mit einer Bedeckung der Lenden zusammenhing. Dann war

So gingen gegen zwei hundert tausend Menschen zu Grunde, ohne daß einer von ihnen auch nur das heilige Land gesehen hatte, bis endlich die oben genannten Fürsten mit ihren gewaltigen und geordneten Heeren aufbrachen. Vor ihnen beugte sich alles, zitterte der griechische Kaiser. Sie erreichten nach unzähligen Beschwerden das gelobte Land, erstürmten Jerusalem und gründeten in den eroberten Provinzen neue Reiche. Das Königreich Jerusalem erhielt Gottfried von Bouillon und ihm folgte, als er schon **1100** starb, sein Bruder Balduin.

Allein die neuen Reiche sanken nach und nach wieder, als die Unterstützungen aus Europa aufhörten und die Egypter, Seltschucken und Sarazenen rissen ein Stück nach dem andern von den neuen christlichen Staaten wieder ab. Selbst Edessa, wo Balduin geherrscht hatte, fiel wieder in die Gewalt der Mohammedaner. Da predigte der heilige Bernhard einen zweiten Kreuzzug. Dieser wurde von den Königen von Deutschland und Frankreich persönlich angeführt. Allein nach einem an tapfern Thaten reichen, an Glück und Ergebnissen aber armen Feldzug verließen die Könige das Morgenland und zogen nach ihren Ländern zurück, durch die traurigsten Erfahrungen im höchsten Grade unmuthig gemacht.

Nach einem acht und achtzigjährigen Bestand fiel endlich auch das Königreich Jerusalem. Saladin, der Sultan von Egypten, eroberte die Stadt

und machte somit der Herrschaft der Christen im Morgenlande wieder ein Ende.

In Deutschland herrschte Friedrich der Rothbart, ein ritterlicher Hohenstaufe. Ihn wußte der Papst Urban zu einem Kreuzzuge zu bewegen. Die Kreuzfahrer gelangten unter unsäglichen Beschwerden, Hindernissen aller Art und Gefahren nach Kleinasien bis an den Fluß Kalykadnus. Hier wollte der tapfere Kaiser schwimmend mit dem Pferde übersetzen, da die Brücke zu schmal war und der Uebergang zu lange dauerte. Aber die Wellen ergriffen den kühnen Greis, man brachte ihn entseelt an das Ufer. Damit war auch der Kreuzzug selbst verunglückt; er endete und das Heer zerstreute sich, ohne daß weiter etwas Bedeutendes unternommen wurde.

Wir sind nun auf dem Punkte angelangt, wo unsere Erzählung beginnen kann, beim ritterlichsten wenn auch nicht glücklichsten aller Kreuzzüge, nämlich bei dem berühmten Zuge der Könige Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich nach dem Morgenlande, aus dem wir nach einer nöthigen Einleitung unsern Lesern einzelne Bilder vorführen werden.

Der Kreuzzug der Könige Philipp August und Richard Löwenherz.

Krieg war zwischen Frankreich und England, als die Nachricht vom Falle Jerusalems die ganze Christenheit wie ein elektrischer Schlag durchzuckte und das Wehgeschrei des Papstes und sein Hilferuf für die bedrängten Christen im Morgenlande widerhallte in allen fromm für die heiligen Orte glühenden Herzen. Es war der hochherzige und heilige Gedanke an des Grabes Jesu Befreiung aus den Händen der Ungläubigen noch mächtig genug, um den ritterlichen Muth zu entflammen; noch lebte Heldensinn, glühte Heldentugend genug in den Völkern Europas, daß sie in einem Kampfe gegen die Mohammedaner die reiche Gelegenheit zur Uebung ritterlicher Thaten erblickten und über die Gefahren hinwegsahen, wie der Schiffer über die braußenden Wogen der See nach dem fernen lieblichen Gestade, wo die Palmen winken, hinschaut, und des aus den Brandungen ihn angähnenden offenen Grabes nicht achtet.

Da beschlossen die ritterlichen Fürsten von Frankreich und Britannien, ihren Zwist ruhen zu lassen und besprachen sich persönlich auf einer Zusammenkunft zwischen Gisors und Trie. Sie dauerte vom 13. bis zum 21. Januar 1188. Ein frommer Priester, der Bischof von Tyrus, war als Abgeordneter der morgenländischen Christen zu ihnen gekommen und schilderte die Noth der Christen in Palästina so

eindringlich und ergreifend, daß die Könige innig gerührt wurden und sich entschlossen, sofort das Kreuz zu nehmen. Eine große Anzahl ihrer Vasallen folgten diesem hochherzigen Beispiele der Monarchen, unter ihnen namentlich die Erzbischöfe Walther von Rouen und Balduin von Canterbury, dann die Bischöfe von Beauvais und Chartres, endlich der Herzog Hugo von Burgund, Richard, Graf von Poitou, Philipp, Graf von Flandern, Theobald, Graf von Blois, Rotraud, Graf von Perche, Wilhelm, Graf von Rochefort, Heinrich, Graf von Champagne, Stephan, Graf von Sancerre, Robert, Graf von Dreux, die Grafen von Clermont, Beaumont, Soissons, Nevers, Vendome und Bar, Wilhelm und Drogo von Merlou, Aubri von Boulogne und eine Menge anderer hochgeborner Herren und Ritter. Zum Unterschiede der Nationen nahmen die Franzosen ein rothes, die Engländer ein weißes Kreuz, die Flanderer ein grünes.

Der Ort, wo die Könige zusammengekommen waren, wurde für alle Zeiten das heilige Feld genannt, und durch Errichtung eines hölzernen Kreuzes geweiht. Auch sollte auf gemeinschaftliche Kosten eine Kirche daselbst gebaut werden. Allen Schuldnern wurden die Zinsen auf zwei Jahre nachgelassen und wer nicht mitgehe, sollte zum Besten des Zuges den zehnten Theil von seinem Vermögen ent-

richten. Dieser Zehnten wurde Saladinszehent genannt und von seiner Entrichtung waren selbst die Geistlichen nicht frei.

Die Sache schien rathsam gefördert werden zu sollen. Allein die Nationaleifersucht, besonders der Groll derEngländer, brachten beinahe alles wieder zum Scheitern. Durch einen unbedeutenden Anlaß gekränkt, begann Heinrich II. von England die Feindseligkeiten gegen Frankreich wieder und es schien erst ein blutiger Krieg in Europa ausgefochten werden zu müssen, ehe sich die Heldenschwerter der Briten und Franzosen gegen Asiens und Afrikas Söhne wendeten. Da starb Heinrich II. plötzlich und sein Sohn Richard, dem sein kühner furchtloser und edler Sinn den Beinamen „Löwenherz" erworben hat, folgte ihm in der Regierung nach. Dieser schloß schnell Frieden mit Frankreich und beseitigte alle andern Geschäfte so schnell als möglich, um nur recht bald nach Palästina zu kommen.

Der Zug nach Palästina sollte zur See geschehen. Nachdem Philipp August die Heerfahne seines Reiches, die Oriflamme, ein aus einem Stücke feuerrothen Taffets verfertigtes Panier auf einer vergoldeten Stange, das in drei Spitzen ausgezackt war, an denen grüne Quasten hingen, in der Abtei St. Denis empfangen, dann die Pilgertasche, den Pilgerstab und den Segen der dort verwahrten Krone des Heilands erhalten hatte, zog er mit seinem Heere nach Genua und schiffte sich dort ein. Richard mar-

schirte mit seinen Britten durch Frankreich nach Marseille und ging hier zu Schiffe.

Die italienischen Seestädte Genua, Livorno, Pisa, und Venedig stellten die nöthigen Flotten. Diese reichen blühenden Handelsplätze gewannen nicht wenig durch diese Transporte. Es entstand ein ausgebreiteter Seehandel und Italien wurde wieder der Mittelpunkt der Kultur und die Erweckerin der Künste. Die leer zurückkehrenden Schiffe nahmen gewöhnlich Erde aus dem gelobten Lande mit, um mit ihr die Gottesäcker zu füllen. Man glaubte seliger in dem heiligen Sande zu schlummern. Wie viele rührende Gefühle sind doch mit dem kindlichen Glauben jener Zeit aus der Welt entschwunden! *)

In Messina fand die Vereinigung des französischen und englischen Heeres statt. Allein kaum war diese vollzogen, so entstanden wieder Reibungen und in Folge derselben blieben die Truppen den ganzen Winter unthätig in Sicilien. Das war ein schlimmes Versehen, denn die für die Europäer geeignetste Zeit zur Kriegführung verstrich so ungenützt. Endlich gelang es doch, die Heere nach Asien überzusetzen und sie landeten nun bei der Festung Acre, dem Schlüssel von Palästina.

Diese starkbefestigte Stadt hatte Guido von Lusignan nun schon seit zwei Jahren vergebens belagert. Aber jetzt erhielt er Verstärkung und nun übernahm

*) Menzels hist. Betr.

Richard Löwenherz das Kommando der vereinigten deutschen, französischen und englischen Heere, und nun stieg durch die energischen Anstalten, die er traf, die Noth der Belagerten bald aufs Höchste.

Erstes Bild.

Der Kreuzritter und der Findling.

Die brennende Sonne Syriens hatte noch nicht den höchsten Punkt am Horizont erreicht, als ein Ritter, auf dessen weißen Mantel ein rothes Kreuz hing, langsam die Sandwüsten durchzog, welche an das todte Meer grenzen.

Unsere Leser wissen, daß in diesen historisch merkwürdigen Landsee sich die Gewässer des Jordans ergießen, die vom Libanon herkommend, Palästina durchströmen, und daß das todte Meer keinen Abfluß hat.

Der kriegerische Pilger war am frühen Morgen über Klippen und Abgründe mühsam herumgekommen. Als er sich später aus diesen Felsen und gefährlichen Hohlwegen herausfand, trat er auf jene große Fläche, wo vor grauen Tagen die mit Fluch beladenen Städte Sodom und Gomorrha sich die furchtbare Rache des Allmächtigen zuzogen.

Die Beschwerden, der Durst, die Gefahren des Weges waren vergessen, als sich der Reisende des

schrecklichen Schicksals erinnerte, welches das fruchtbare Thal von Siddim, einst als der Garten Gottes wohlgetränkt, in eine dürre traurige Wüstenei verwandelt und zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt hatte.

Er machte vor sich das Kreuz, als er die dunkle Masse wallender Gewässer erblickte, an Farbe und Beschaffenheit dem Wasser jedes andern Sees unähnlich und er schauderte zurück in der Erinnerung, daß unter diesen trägen Wellen einst die stolzen Städte der Ebene lagen, denen der Donner des Himmels verbunden mit dem Ausbruche unterirdischer Feuer ihr Grab bereitet hatte, und deren Ueberreste selbst von jenem See verborgen werden, der keinen lebendigen Fisch in seinem Schooße enthält, kein Schiff auf seiner Oberfläche trägt und als wenn sein eigenes furchtbares Bette blos seinem stockenden Wasser zum Behälter dienen könnte, nicht wie andere Seen seinen Beitrag zum Meere sendet.

Das ganze Land rings umher war wie in Moses Tagen Schwefel und Salz; es wird nicht besäet, es trägt nichts, kein Gras wächst auf ihm. Das Land und der See sind t o d t, denn sie bringen nichts Lebendes, nicht einmal Pflanzen hervor und selbst die Luft entbehrt ihrer gewöhnlichen befiederten Bewohner, die wahrscheinlich abgeschreckt werden durch den Geruch des Erdpeches und Schwefels, welchen die brennende Sonne aus den Gewässern des Sees in Dampfwolken, die oft das Ansehen von Wasserfällen haben, ausdünsten läßt. Mas-

sen schlammiger schwefeliger Substanz, Naphtha genannt, die auf den trägen und trüben Wellen schwammen, versahen jene sich hinwälzenden Wogen mit neuen Dämpfen und schienen die Wahrheit der Erzählung furchtbar zu bekräftigen.

Auf dieses Schauspiel der Verödung leuchtete die Sonne mit fast unerträglichem Glanz und jedes lebende Wesen schien sich vor ihren glühenden Strahlen verborgen zu haben, ausgenommen die einsame Gestalt, die sich durch den mit jedem Schritt auffliegenden Sand bewegte, und auf der weiten Ebene die einzige zu sein schien.

Die Tracht des Reiters und die Ausrüstung seines Pferdes schienen auch ganz besonders unpassend für die Reise durch ein solches Land recht absichtlich gewählt zu sein. Ein Rock mit einem Panzer, mit langen Aermeln und beschlagenen Handschuhen und ein stählernes Bruststück galten noch nicht für schwer genug zur Rüstung. Auch hing ihm noch sein dreieckiger Schild um den Hals; dazu sein gegitterter Helm von Stahl, über welchen eine Panzerkappe und ein Mantel herabrollte, der die Schultern und den Hals des Kriegers umschloß und die Leere zwischen dem Brustharnisch und der Sturmhaube ausfüllte. Seine untern Gliedmaßen waren wie sein Leib, in biegsame Panzer gefaßt, und diese schützten die Schenkel und die Waden, indeß die Füße auf beschlagenen Schuhen ruhten, welche mit Panzerhandschuhen übereinstimmten. Ein langes gerades doppelschneidiges Schwert mit kreuzförmigem Griff entsprach

einem Dolch auf der andern Seite. Die gefährlichste Waffe aber, welche der Ritter hatte, die lange mit der Stahlspitze besetzte Lanze ruhte mit dem einen Ende auf dem Steigbügel und war so an seinen Sattel geheftet, daß sie, indem er ritt, hinten hinausragte und ihr Fähnchen entfaltete, das mit der schwachen Luft spielte. Zu diesem schweren Anzuge kam noch ein sehr abgenützter Rock von weißem Tuch, der insofern nützlich war, als er die brennenden Sonnenstrahlen von der Rüstung abhielt, welche sie sonst dem Ritter unerträglich gemacht haben würden. Der Ueberrock trug an verschiedenen Stellen das Wappen des Besitzers, doch war diese Stickerei so verbleicht, daß sie kaum mehr erkenntlich war. Es schien dieses ein schlafender Leopard zu sein mit der Umschrift: „Ich schlafe, weck mich nicht!" Einen Umriß von demselben Inhalt konnte man auch auf seinem Schilde entdecken; doch hatte mancher Schwerthieb das Bild fast verwischt. Der flache Obertheil seines schweren cylinderförmigen Helms war mit keinem Busch verziert. So schienen die nördlichen Kreuzfahrer mit Beibehaltung ihrer eigenen schwerfälligen Rüstung der Beschaffenheit des Himmelsstriches und des Landes, wo sie Krieg führen sollten, trotzen zu wollen.

Die Ausrüstung des Pferdes war kaum weniger schwerfällig, als die des Reiters. Es trug einen gewichtigen mit Stahl belegten Sattel, der vorne mit einer Art von Bruststück und hinten mit einer Bedeckung der Lenden zusammenhing. Dann war

eine stählerne Axt oder Hammer, Streitkolben genannt, am Sattelbogen; die Zügel waren durch Kettenwerk befestigt, der Zaum vorne mit einer Stahlplatte, mit Oeffnungen für die Augen und Nasenlöcher versehen, welche in der Mitte einen kurzen scharfen Stachel hatte, der von der Stirn des Pferdes, wie das Horn des fabelhaften Einhorns hervorragte.

Aber die Gewohnheit hatte die Ertragung dieser Last von voller Rüstung sowohl dem Ritter als auch seinem starken Streitroß zur andern Natur gemacht. Viele von jenen Kriegern, die nach Palästina eilten, starben, ehe sie des brennenden Himmels gewohnt wurden. Aber es gab andere, denen dieses Klima unschädlich war, die es nicht angriff und deren zähe Natur so wenig, ja noch weniger, als die Eingebornen, dadurch geschwächt wurde und ein solcher war der einsame Mann, der das Gestade des todten Meeres durchzog. Die Natur hatte seinen Gliedern eine seltene Stärke gegeben, seinen Brustharnisch von metallenen Ketten eben so leicht zu tragen, als wenn die Maschen von Spinngewebe gebildet gewesen wären. Eben so kräftig war seine Constitution, mit der er fast allen Abwechslungen des Climas und den Beschwerden und Entbehrungen aller Art trotzen konnte. Seine Gemüthsart schien einigermassen mit seiner Leibesbeschaffenheit übereinzustimmen, und so wie diese eine große Kraft und Ausdauer besaß, neben dem Vermögen zu einer gewaltigen Thätigkeit, so hatte jene unter

dem Ansehen von Ruhe und Gleichgiltigkeit viel von jener feurigen Ruhmgier, welche den Hauptzug des berühmten normannischen Stammes ausmachte und ihnen in jedem Winkel Europas, wo sie ihre Schwerter zogen, die Herrschaft erworben hat.

Zwei Jahre dauerte der Krieg in Palästina, seitdem unser Ritter an das Land gestiegen war. Unterdessen war sein geringer Geldvorrath geschmolzen, um so eher, da er nicht nach der gewöhnlichen Art der Kreuzfahrer seine Hilfsquellen auf Unkosten der Bewohner Palästinas zu füllen sich herabließ. Er drang den unglücklichen Eingebornen keine Geschenke dafür ab, daß er ihre Besitzungen verschonte, wenn er mit den Saracenen in Kampf verwickelt war. Er hatte nie einer Gelegenheit sich erfreut, sein Vermögen durch Auslösen einiger vornehmer Gefangenen zu vermehren. Der kleine Zug, der ihm aus seinem Vaterlande gefolgt war, hatte sich allmählich vermindert, sowie die Mittel zu ihrem Unterhalte schwanden, und sein einziger ihm noch übriger Schildknappe lag jetzt auf dem Krankenbette, und war unvermögend, seinen Herrn zu begleiten, der also, wie wir gesehen haben, ganz allein reiste. Dies hatte aber für den tapfern Kreuzfahrer wenig zu bedeuten, denn er war gewohnt, sein gutes Schwert als die sicherste Bedeckung und fromme Gedanken als seine besten Reisegenossen in gefährlichen Lagen zu betrachten.

Die Natur ließ jedoch die Bedürfnisse der Erfrischung und der Ruhe selbst in dem eisernen Kör-

perbau und der standhaften Gemüthsart des Ritters vom schlafenden Leoparden empfinden. Auch sein treues Pferd, das bisher mit bewunderswürdiger Ausdauer vorwärts getrabt war, senkte nun den Kopf, ließ die Zunge hängen und stöhnte hie und da, als ob es nach Labung schmachte. Der Ritter bemerkte das, stieg ab, nahm es am Zügel, um das Roß zu schonen, und schritt muthig durch die heiße dürre Wüste vorwärts.

Plötzlich bemerkte er in einiger Entfernung auf der weißgelben Oberfläche der Sandsteppe einen schwarzen Punkt, der einmal ruhig war, ein andermal wieder unmerkliche Bewegungen machte. Er hielt es anfangs für ein die Wüste durchstreifendes Raubthier und sprach für sich: es ist eine Hyäne oder ein Schakal; wohl, bald werde ich den Brunnen finden." Als er aber dem dunkeln Punkte näher kam, erhielt die Sache Form und Gestalt und er bemerkte, daß es ein Mensch wäre, der sich dort an der Erde krümme. Neugierig ging er näher und seinem Blicke eröffnete sich eine eben so unerwartete als schauderhafte Scene.

Es war ein etwa dreizehnjähriger arabischer Knabe, welcher da an der Erde lag. Seine Kleider waren von Staub dick überzogen, seine langen schwarzen Haare, die sonst schön und glänzend gewesen sein mochten, waren mit Sand vermischt, der sich durch den Schweiß fest angehängt hatte. Sein dunkles schönes Gesicht war bleich, Lippen und Augenhöhlen blau und zerrissen; die Mundhöhle

trocken und voll Sand, die Augen geschlossen. Die ganze Gestalt des Knaben zitterte vor dem Todes-krampfe, der sie durchschüttelte, und ein nahes Ende zu verrathen schien. Ein geschlängelter Dolch lag neben dem Knaben an der Erde, die einzige Waffe, welche der Ritter bemerkte. Er suchte nach einer Wunde, fand keine, aber wohl an Händen und Füssen die Spuren von Stricken, die dort tief ein-geschnitten hatten, da sie noch vor nicht langer Zeit fest damit gebunden sein mußten. Der Knabe war am Verschmachten.

Der Anblick des Elendes ruft jederzeit im Her-zen guter Menschen Erbarmen und Mitgefühl hervor. Noch höher aber steigt es, wenn wir Ju-gend, Schönheit mißhandelt und den Qualen erlie-gen sehen. Der Ritter vergaß die eigene Noth und alles was ihn in diesem fürchterlichen Him-melsstriche noch bedrohen konnte. Rasch hob er den Knaben von der Erde auf, reinigte dessen Mund von dem eingedrungenen Sande, ergriff dann eine an seiner Seite hängende Flasche, in wel-cher sich noch ein kleines Restchen Wein befand, das er für die äußerste Noth aufgespart, befeuchtete damit ein Leinentuch und rieb dem Verschmachten-den die Stirn und die Schläfe damit. Dann flößte er ihm einige Tropfen ein, die der Knabe mit be-mitleidenswerther Hast verschluckte. Der Ritter wußte wohl, daß er behutsam verfahren müsse, aber gräßliche halb wie Wimmern, halb wie Röcheln tö-nende Laute, die tief aus der Brust des Knaben

hervordrangen, besiegten schnell seinen Vorsatz, dem Unglücklichen weitere Labung zu versagen und er flößte ihm nach und nach den ganzen Vorrath von Wein, den er noch in seiner Flasche hatte, ein.

Die Wirkung war gerade entgegengesetzt, als sie der Ritter erwartet hatte. Des Knaben Röcheln verwandelte sich in heftiges Husten und er brach daher in Folge desselben eine schwarze blutige, mit Sand vermischte Masse aus, wonach sein Athemholen leichter wurde und zum unaussprechlichen Erstaunen des Ritters in jenes schwere Athmen überging, das Einer vernehmen läßt, der recht schwer und tief schläft. „Bei St. Dionis, der Bursche stirbt nicht, er schläft!" sagte der Ritter.

„Was beginne ich nun?" fuhr er mit sich selbst redend fort, indem er sein Pferd betrachtete. „Armer Bursche" sagte er zu dem Hengst, der ihn freundlich mit dem Kopfe anschnaubte; nun wirst du doch noch eine Last zu tragen bekommen!" Damit hob er den schlafenden Knaben auf den Sattel, band ihn dort fest, ergriff dann das Roß und zog mit demselben weiter durch die Wüste. Nach einem angestrengten halbstündigen Marsch segnete er endlich freudig den Anblick von zwei oder drei Palmbäumen, die sich neben dem Brunnen erhoben, wo ihm sein Mittagsaufenthalt winkte. Auch sein treues Roß erhob nun den Kopf, erweiterte seine Nasenlöcher und beschleunigte die Schritte, als wenn es von ferne nach den lebendigen Gewässern schnaubte, die zum Platze des Ausruhens und der Erfrischung

dienen sollten. Binnen kurzer Zeit war der Brunnen erreicht.

Es war eine Scene, die irgend anderswo wenig Bemerkung verdient hätte; aber doch der einzige Fleck auf einer grenzenlosen Fläche, der kühlen Schatten und frisches Wasser versprach. Diese Segensgaben, die man, wo sie gemein sind, umsonst haben kann, machten den Quell und seine Nachbarschaft zu einem kleinen Paradiese. Irgend eine edelmüthige oder milde Hand hatte, ehe noch die bösen Tage Palästinas begonnen, diesen Brunnen untermauert, und überwölbt, damit er nicht von der Erde eingesogen oder durch den fliegenden Staub, mit dem der kleinste Hauch des Windes die Wüste bedeckte, verstopft würde. Der Bogen war jetzt eingebrochen und zum Theile in Verfall, ragte jedoch noch so weit herüber, und bedeckte so weit den Quell, daß er die Sonne vom Wasser abhielt, während sie alles umher versengte, von einem tiefen Born, der deshalb kühl und ruhig und wunderbar klar blieb, gleich angenehm für Auge und Einbildungskraft. Dies Wasser, das sich unter dem Bogen hervorstahl, wurde erst in einem Marmorbecken aufgenommen, das freilich sehr entstellt, doch noch das Auge erfreute, denn es zeigte, daß der Platz vor alter Zeit als eine Station angesehen wurde, daß die Hand des Menschen hier thätig gewesen war, und daß einigermassen auf die Bequemlichkeit der Reisenden war gedacht worden. Der durstige und müde Wanderer wurde durch diese

Zeichen erinnert, daß Andere ähnliche Beschwerden erduldet, an derselben Stelle geruht und ohne Zweifel ihren Weg in Sicherheit zu einer wohn- und fruchtbareren Gegend gefunden hatten. Ferner diente der kleine fruchtbare Strom, der aus dem Boden hervordrang, die wenigen Bäume zu speisen, welche den Brunnen umgaben und wo er in den Boden sank und verschwand, da wurde seine erfrischende Gegenwart an einem Teppich von sammtartigem Grün erkannt.

An diesem anmuthigen Plätzchen hielt der Ritter, entledigte sein Pferd dann seiner Last, legte den Knaben, der noch immer sehr fest schlief, unter den Baum an die kühlste Stelle zunächst des Brunnens, zäumte und sattelte dann sein Pferd ab, ließ es aus der Quelle trinken und dann frei herumziehen in der festen Zuversicht, daß sein eigener Vortheil und die gewohnte Zucht es nicht vom reinen Wasser und frischen Grase sich entfernen lassen würde.

Erst als er so für seinen Hengst gesorgt, ging er selbst an die Quelle, trank in langen Zügen, erfrischte sich Kopf und Hände in dem abfließenden Bache, und begab sich dann zu dem Knaben, den er jetzt entkleidete, um nachzusehen, ob er nicht irgendwo verwundet wäre. Allein außer den tiefen Malen, welche die Bande an seinen Händen und Füssen zurückgelassen, fand er an seinem Leibe keine Spur von Verletzung.

Der Ritter besah den schönen Wuchs des jungen Arabers mit Verwunderung. Regelmäßiger und

edler hätte Phidias selbst nicht die Glieder eines Jünglings zu bilden vermocht. Der Knabe mußte vornehmer Abkunft sein, denn seine Leibwäsche war von der feinsten egyptischen Leinwand, sein Unterkleid von kostbarem mit Gold durchwebtem Seidenstoffe, sein Gürtel aus Silberstücken zusammengesetzt, welche mit arabischen Charakteren übersäet waren; das Oberkleid oder der Burnus bestand dagegen aus braunem rauhen filzartigen Gewirke, das die Araber aus Kameelhaaren verfertigen und das so dick und schwer ist, daß kein Regen durchzudringen vermag. Dabei hält es äußerst warm und ist mit einer Kapuße versehen, die man über den Kopf zieht.

Noch immer schlief der Knabe. Der Ritter flößte ihm jetzt Wasser ein, so viel er zu trinken vermochte, benetzte ihm dann die Stirn und die Schläfe aus der Quelle kühlen Reichthum und schlug um seine Hände und Füße, wo sie die Spuren der Bande trugen, eingenäßte Tücher und Kleidungsstücke des Knaben. Während er noch damit beschäftigt war, seufzte der Kleine tief, schlug die Augen auf, starrte einige Augenblicke vor sich hin, erblickte dann den Ritter, zuckte entsetzt zusammen, sprang auf und machte den Versuch, zu entfliehen. Allein seine Schwäche war so groß, daß er sogleich wieder zusammenstürzte und an der Erde liegend ein klägliches Wimmern vernehmen ließ.

Der Ritter hatte dieses alles verwundert mit angesehen. Nun hob er den Knaben wieder auf,

trug ihn sanft an den kühlen Platz unter den Bäumen, streichelte ihm mit der tapfern Rechten die Wangen und redete ihm zu, sich zu beruhigen und alle Furcht fahren zu lassen.

Der Knabe hörte auf das ihm fremde Idiom; ohne die Worte zu verstehen, schien er aber dennoch deren Sinn zu begreifen, denn er kroch zu dem an der Erde sitzenden Ritter hin, schmiegte sich an dessen Brust und schien sich hier furchtsam bergen zu wollen wie ein Kind im Schooße der Mutter.

„Armer Junge, was ists mit dir?" sagte der Ritter gerührt durch diese sowohl Zutrauen als Hilflosigkeit andeutenden Bewegungen.

Er zog nun den kleinen Vorrath, den er zu seiner eigenen Erquickung bei sich trug, hervor, lud den Knaben durch freundliches Zureden und durch liebreiche Gebehrden ein, ihm bei seinem Mahle Gesellschaft zu leisten und brachte ihn so dahin, daß er ein Stückchen Antilopenfleisch und Brod zu sich nahm. Er selbst verzehrte den Rest mit trefflichem Appetit und schickte sich dann an, während der Mittagsstunde neben seinem Findling ein Schläfchen zu machen, das ihm nach dem anstrengenden Marsche des Vormittags Bedürfniß war. Nach kurzer Zeit lag seine riesige Gestalt auf dem Rasen ausgestreckt und der starke Krieger schlief so ruhig, als ob er sich mitten im Lager unter den Zelten und umgeben von den Tausenden seiner Landsleute befunden hätte. Neben ihm saß der arabische Knabe. Diesen hielten jetzt die Schmerzen wach, welche ihm seine

von den Banden gepreßten Glieder verursachten. Seine schönen, schwarzen, lebhaften Augen flogen aber unablässig über den Ritter, über dessen Waffen, über die Rüstung und die ihm ungewöhnlichen Geschirrstücke des Rosses, sowie über den gewaltigen Hengst selbst, der sich jetzt satt gefressen hatte und nun gleich einem treuen Hunde herankam und das Haupt über seinen schlafenden Herrn gebeugt, als wie ein treuer Wächter ruhig neben ihm stehen blieb.

Zweites Bild.

Der Kampf in der Wüste.

Die Sonne neigte sich; der Ritter hatte wohl schon zwei Stunden lange geschlafen, als er sich plötzlich am Arme geschüttelt fühlte und als er seine Augen aufschlug, den nun weit munterer aussehenden Knaben bemerkte, der sich bemühte, ihn zu erwecken. Der Knabe redete heftig, aber der verwunderte Ritter verstand ihn nicht; doch folgte er mit den Augen der Richtung, wohin derselbe deutete und sah in großer Entfernung einen Reiter, der sich nach dem Brunnen zu bewegen schien.

Sogleich rief er seinem Hengste, warf ihm Sattel, Zaum und Geschirre über, schnallte die Stücke mit geschickter Hand fest, sah hie und da nach dem immer näher kommenden Reiter, den man noch nicht deutlich zu erkennen vermochte, be-

deckte, als er mit dem Rosse fertig war das Haupt mit dem Helme, waffnete sich und kam so mit seinen Vorbereitungen zu stande, ehe der Fremde in die Nähe kam. Jetzt bestieg er seinen Hengst der ein freudiges Wiehern beim Anblick des fremden Rosses ertönen ließ und ritt aus dem Schatten der Palmen hinaus in die Wüste, um hier geduldig zu warten, und zu sehen, wer der Fremde sei, und ob er als Freund oder Feind nahen würde?

Die entfernte Gestalt näherte sich jetzt dem Ritter mit einer Schnelligkeit, die ihn bald einen berittenen Araber erkennen ließ, dessen Turban, langer Spieß und im Winde flatternder Kaftan bei größerer Annäherung einen sarazenischen Krieger zeigten. „In der Wüste“, sagt ein morgenländisches Sprichwort begegnet man keinem Freunde.“ Dem Kreuzfahrer galt es übrigens ganz gleich, ob der Ungläubige, der ihm nun auf seinem muthigen Rosse wie auf Adlersfittigen nahete, als Freund oder als Feind kam. Als erklärter Held des Kreuzes hätte er vielleicht das letztere lieber gesehen. Er machte seine Lanze vom Sattel los, ergriff sie mit der Rechten, hielt sie mit halb erhobener Spitze still, faßte die Zügel mit der Linken, feuerte das Roß mit dem Sporn an und rüstete sich, den Fremden mit dem ruhigen Selbstvertrauen eines Siegers in vielen Gefechten zu empfangen.

Der Saracene sprengte heran im Galopp eines arabischen Reiters und lenkte sein Roß mehr durch die Biegung seines Körpers, als durch die Zügel,

welche lose in seiner Linken hingen, so daß er den leichten runden Schild von Rhinozeroshaut, geziert mit Silberborden, den er am Arm trug, wohl zu führen und zu schwingen vermochte, als wollte er mit der dünnen Scheibe dem furchtbaren Stoß der nordländischen Lanze begegnen. Seinen eigenen langen Speer faßte er in der Mitte mit der Rechten, und schwang ihn hoch wie seinen Arm über seinen Kopf. Als der fremde Reiter auf seinen Feind zusprengte, schien er zu erwarten, der Ritter vom Leoparden würde sein Pferd auf ihn zugalloppiren lassen. Aber der Kreuzfahrer, wohlbekannt mit den Gebräuchen morgenländischer Krieger, wollte sein gutes Pferd nicht durch unnöthige Anstrengungen erschöpfen. Im Gegentheile machte er Halt in der Zuversicht, wenn sein Feind dem wirklichen Stoß nahen würde, durch sein eigenes Gewicht und durch das Gewicht seines starken Rosses Vortheil genug zu erhalten auch ohne die Mitwirkung einer raschen Bewegung. Gleichfalls eines solchen Erfolges gewärtig kehrte der Saracene, als er dem Christen in der zweimaligen Länge seiner Lanze nahe gekommen war, mit unnachahmlicher Behendigkeit zur Linken und ritt zweimal um seinen Gegner herum, wobei er dem unter den Palmen sitzenden Knaben einige Worte in arabischer Sprache laut zurief. Dieser saß aber ruhig und sah dem Kampfe still und aufmerksam von seinem sichern Platze zu.

Der Kreuzfahrer wandte sich, ohne seinen Platz zu verlassen, und bot dem Feinde stets die Stirne

und vereitelte so dessen Versuche, ihn an einem unbeschützten Punkte anzufallen, so daß der Sarazene sich mit dem Pferde umkehren und in die Entfernung von mehr als hundert Schritten zurückziehen mußte. Ein zweites Mal erneuerte der Mohr wie ein Falke auf den Reiher den Angriff und ein zweites Mal mußte er sich zurückziehen, um zu nahem Gefecht zu entkommen. Ein drittes Mal rückte er eben so heran, als der christliche Ritter, um dies Spiegelgefecht zu enden, indem er vielleicht durch seines Feindes Behendigkeit am Ende hätte erschöpft werden können, plötzlich die Streitaxt vom Sattelbogen nahm und mit starker Hand und sicherer Richtung gegen den Kopf des Emir schleuderte, denn ein solcher und nicht weniger war, wie sich zeigte, sein Gegner. Der Sarazene bemerkte noch zu rechter Zeit die furchtbare Waffe, um seinen kleinen Schild zwischen die Keule und seinen Kopf zu bringen. Aber der heftige Schlag stieß den Schild auf seinen Turban nieder und obgleich auch diese Bedeckung den Schlag zu entkräften beitrug, so fiel der Sarazene doch vom Pferde. Doch ehe der Christ diesen Unfall benützen konnte, sprang sein hurtiger Gegner wieder vom Boden auf, rief sein gehorsames Pferd und schwang sich, ohne den Steigbügel zu berühren, hinauf zum Wiederbesitz aller Vortheile, deren ihn der Leopardenritter zu berauben hoffte. Aber dieser hatte sich indessen wieder seines Streitkolbens bemächtigt und der morgenländische Fürst hielt sich, da er die sichere Gewandtheit seines Gegners, diese Waffe zu hand-

haben, zu seinem Schaden erfahren hatte, wohlbedächtig außer dem Bereiche ihrer Gewalt und zeigte das Vorhaben, aus der Ferne mit seinen eigenen Wurfwaffen zu streiten. Er steckte seinen langen Spieß in einiger Entfernung von dem Kampfplatze in den Sand, spannte mit großer Gewandtheit einen Bogen, den er auf dem Rücken trug, setzte sein Pferd in Galopp, schwenkte sich noch in zwei bis drei größeren Umkreisen als die vorherigen und schoß so sechs Pfeile so geschickt und sicher nach dem Kreuzfahrer ab, daß diesen blos sein guter Harnisch vor eben so viel Wunden schützen konnte. Der siebente Pfeil traf, wie es schien, einen weniger vollkommenen Theil der Rüstung, denn plötzlich stürzte der Christ vom Pferde herab. Allein wie erstaunte der Sarazene, als er zur Untersuchung des Zustandes seines Gegners abgestiegen, sich plötzlich vom Europäer ergriffen fand, der sich nur dieser List bedient hatte, den gelenkigeren raschen Feind in seine Nähe zu bringen. Selbst bei diesem gefährlichen Griff rettete den Sarazenen nur seine Gewandtheit und Geistesgegenwart. Er machte den Schwertgurt los, an welchem der Ritter ihn festhielt, entwand sich ihm so und bestieg wieder sein Pferd, das mit dem Verstande eines menschlichen Wesens seine Bewegungen abgewartet zu haben schien und ritt davon. Aber im letzten Kampfe hatte der Sarazene sein Schwert und seinen Köcher mit Pfeilen verloren, welche beide an seinem Gürtel hingen, den er preiszugeben gezwungen war. Auch

seinen Turban hatte er im Handgemenge eingebüßt. Diese Nachtheile schienen den Muselmann zu einem Waffenstillstande geneigt zu machen. Er nahte dem Kreuzfahrer mit ausgestreckter Rechten, doch nicht mehr in drohender Stellung und sprach in der zu Verhandlungen mit den Kreuzfahrern üblichen Frankensprache (lingua franca):

„Es ist Waffenstillstand zwischen unsern Nationen, warum sollte Krieg zwischen mir und dir sein?"

„Bei St. Dionys, dessen erinnerst du dich etwas spät," entgegnete der Kreuzfahrer lächelnd.

Der Emir deutete auf den unter den Palmen ruhig sitzenden Knaben und sprach: „Macht man während des Waffenstillstandes Gefangene?"

„Ha, ist es das? sagte der Christ;" der Knabe ist nicht mein Gefangener, ich fand ihn verschmachtet in der Wüste und brachte ihn mühsam zum Leben. Frage ihn selbst; du verstehst seine Sprache."

Der Emir warf einen langen scharfen Blick nach dem Knaben und sagte dann: „Wir wollen Friede mit einander machen!"

„Ich bin es wohl zufrieden," antwortete der Ritter; „aber womit verbürgst du mir die Beobachtung des Waffenstillstandes?"

„Das Wort eines Anhängers des Propheten ward nie gebrochen," gab der Emir zur Antwort. „Von dir, tapferer Nazarener, sollte ich Bürgschaft fordern, wüßte ich nicht, daß selten Muth und Treulosigkeit bei einander wohnen."

Der Kreuzfahrer fühlte sich durch das Zutrauen des Muselmannes über sein eigenes Mißtrauen beschämt.

„Bei dem Kreuz meines Schwertes," sagte er, die Hand über dasselbe legend, ich will dir ein treuer Gefährte sein, weil unser Schicksal will, daß wir in Gesellschaft beisammen bleiben."

„Bei Mohammed, dem Propheten Gottes und bei Alah, dem Gott des Propheten" erwiederte sein vormaliger Feind, „in meinem Herzen ist kein Falsch gegen dich. Und nun laß uns zu jener Quelle, denn die Sonne neigt sich zur Ruhe und ich und mein Pferd haben seit gestern nicht mehr gegessen und getrunken.

Der Ritter des Leoparden gab seine Einwilligung gern und freundlich zu erkennen und die beiden noch vor Kurzem feindlichen Krieger ritten ohne einen bösen Blick oder eine Miene des Mißtrauens neben einander nach der Gruppe von Palmbäumen hin.

Der Unterschied der Religionen, ja selbst der schwärmerische Eifer, der die Anhänger des Kreuzes und des Halbmondes gegen einander entflammte, fand viele Milderung in einem edlen Kämpfern so natürlichen Gefühl, das besonders durch den Geist des Ritterthums genährt wurde. Dieser letztere mächtige Einfluß hatte sich allmählich von den Christen auf ihre Todfeinde, die Sarazenen sowohl in Spanien als auch in Palästina verbreitet. Die letzteren waren wirklich nicht mehr die schwärmerischen

Wilden, die aus der Mitte Arabiens und seiner Wüsten mit dem Säbel in der einen und dem Koran in der andern Hand hervorgebrochen waren, um wie wir an einer andern Stelle gesagt, den Tod oder den Islam, oder doch wenigstens Knechtschaft und Zinsbarkeit über alle zu bringen, die es wagten, sich dem Glauben des Propheten von Mekka zu widersetzen. Diese Wahl war freilich den unkriegerischen Griechen und Syrern angeboten worden; aber im Kampf mit den abendländischen Christen, die von einem eben so feurigen Eifer als der ihrige beseelt waren, und eben so unbezwingbaren Muth und gleiches Geschick und Glück in den Waffen besaßen, nahmen die Sarazenen allmählich einen Theil ihrer Sitten und besonders jene ritterlichen Gebräuche an, die so gut dienten, die Gemüther eines stolzen und eroberungssüchtigen Volkes zu bezaubern. Sie hatten ihre Turniere und Ritterspiele, sie hatten selbst ihre Ritter oder Personen von ähnlichem Range; und vor allem, die Sarazenen beobachteten ihre angelobte Treue mit einer Genauigkeit, die bisweilen die Bekenner einer bessern Religion beschämen konnte. Ihre Waffenstillstände sowohl unter Einzelnen als unter Nationen wurden treulich gehalten; und so kam es, daß der Krieg, an sich vielleicht das größte Uebel, Gelegenheit gab, Treue, Edelmuth, Milde und selbst freundliche Neigungen zu zeigen, die selten in ruhigeren Zeiten vorkommen, wo die Leidenschaften derjenigen Menschen, die Beleidigungen erfahren und Streit unterhalten, welche sich

nicht augenblicklich entscheiden lassen, geneigt sind, lange in dem Herzen derer fortzuglimmen, die so unglücklich sind, ihre Beute zu werden.

Beseelt von so milden Gesinnungen, welche die Schrecken des Krieges lindern, ritten der Christ und der Saracene, die vor Kurzem alles aufboten, einander zu vernichten, langsam nach der Quelle unter den Palmbäumen hin. Jeder war einige Zeit in seine Betrachtungen vertieft und schöpfte zum ersten Male Athem nach einem Gefecht, das für den einen oder für beide tödtlich zu werden gedroht hatte, und ihre guten Pferde schienen nicht weniger die Zwischenzeit von Ruhe zu genießen. Das Roß des Sarazenen aber, ob es gleich noch in heftigere Bewegung gesetzt worden war, und laut der Aussage seines Herrn seit gestern nicht mehr getrunken hatte, schien weniger ermüdet, als das europäische Streitroß. Das letztere dampfte noch von Schweiß, als das edle arabische Thier nach einer Zwischenzeit gemäßigter Bewegung völlig trocken war, die Schaumflocken ausgenommen, die noch an dem Zaum der Schabracke sichtbar waren. Der lockere Boden, den das Pferd des europäischen Ritters betrat, vermehrte so sehr seine Plage unter der Last seiner eigenen Ausrüstung und dem Gewicht des Reiters, daß dieser abermals vom Sattel sprang und sein Roß durch den tiefen Staub des lehmigen Bodens führte, welcher in der Sonne sich in eine noch flüchtigere Substanz als der feinste Sand zertheilte. So gab er dem treuen Thiere zu seinem

Nachtheil Erleichterung, denn in seiner eisernen Rüstung sank es bei jedem Tritt mit seinen Panzerhufeisen in den leichten nachgiebigen Grund.

„Ihr habt Recht", sagte der Saracene, „Euer starkes Pferd verdient Eure Sorgfalt. Aber was wollt Ihr in der Wüste mit einem Thiere, das bei jedem Tritt über das Fußeisen versinkt, als wollte es jeden Fuß so tief einpflanzen, wie die Wurzel eines Dattelbaumes."

„Das ist wahr", entgegnete der Ritter, „wir beide, ich und mein Hengst, sind nicht zum Kampfe in der Wüste geschaffen, obwohl wir alle uns ungewohnten Beschwerden dennoch zur Ehre Gottes mit Geduld und Ergebung ertragen. Im Vaterlande solltest du mein Roß sehen und du würdest seine Vorzüge erst recht bewundern."

Sie waren nun an die Palmbäume und an den Quell gekommen, der unter ihrem Schatten reichlich hervorsprudelte. Der Sarazene hing seine Waffen an den dürren Blattstiel einer Palme, nahm seinem Pferde das Geschirr und Sattelzeug ab und ließ es dann seiner Nahrung nachgehen. Dann nahte er dem Knaben, der ihn aufmerksam betrachtete, ohne sich von seiner Stelle zu rühren und begann mit ihm ein Gespräch in arabischer Mundart. Der Ritter vom Leoparden versorgte sein Roß, legte ihm eine Decke über, nachdem er es abgesattelt hatte, untersuchte alle Glieder des Hengstes, entwaffnete sich dann, hing seine Panzerstücke an einer Palme in schöner Ordnung auf und bereitete sich von dür-

rem Grase, trockenen Blättern und anderem Genist, über das er seinen Mantel breitete, ein Nachtlager unter einer schönen Palme am Rande der Quelle.

Die Araber unterhielten sich noch immer sehr eifrig und mit den lebhaftesten Gebehrden mit einander. Der Ritter hielt sich abseits, um sie nicht zu stören und betrachtete beide Pferde, die friedlich aber abgesondert in dem Grase bei einander weideten.

Endlich waren die Araber zu Ende gekommen und der Sarazene näherte sich dem Ritter mit fast ehrerbietiger Gebehrde, indem er sprach:

„Verzeihe mir, tapferer Franke, meinen Verdacht. Ich wähnte, als ich mich der Quelle näherte und den unter den Bäumen sitzenden Knaben erblickte, er sei Dein Gefangener und Du hättest ihn seinen Eltern geraubt. Darum griff ich Dich trotz des Waffenstillstandes an. Der Knabe hat mich nun eines Besseren belehrt und ich sehe mein Unrecht vollkommen ein. Reiche mir die Hand zum Zeichen, daß du mir vergiebst.“

„Von Herzen“ sprach der Ritter vom Leoparden freundlich; „doch sage mir, wer ist der Knabe und wie kam er hieher in die Wüste?“

„Der Junge ist aus Damaskus. Verwünscht sei der Verruchte, der ihn raubte! Alah sende Verderben auf das Haupt dessen, der ihn seinen Eltern entriß!“ sagte der Emir ergrimmt. Aber schnell mäßigte er sich und fuhr fort: „Ich bin in Damaskus nicht bekannt, mein Vaterland ist Egypten. Doch rühmt man bei uns das Geschlecht des mächtigen Hassan,

aus dem des Knaben Eltern entsprossen sind. Sein Vater heißt Jussuph und ist einer der reichsten und vornehmsten Damascener Bürger. Der Knabe selbst heißt Khaled ben Jussuph Hassan. Ueber den, der ihn seinen Eltern geraubt, hat er mir folgendes erzählt. Er war in einem vor der Stadt gelegenen Garten seines Vaters. Hier befand er sich an einem entlegenen Orte, als er im offenstehenden Gartenhause einen Fremden bemerkte, der dort herumspähete. Der Fremde war ein Mann aus arabischem Stamm, kriegerisch gekleidet und bewaffnet. Sobald er Khaled bemerkte, näherte er sich ihm und fragte nach einem in einer entlegenen Gegend wohnenden Manne, einem Arzte, der in großem Rufe steht. Da Niemand im Garten gegenwärtig war, als ein junger Sclave von Khaleds Alter, der den Knaben beständig begleitete, so verschloß Khaled das Gartenhaus, gab dem Sclaven den Schlüssel mit dem Auftrage, heimzugehen und den Eltern zu sagen, daß Khaled einem Fremden den Weg zu dem vorhin genannten Arzte zeigen und sodann nach Hause zurückkehren würde. Er begleitete dann den Fremden bis an die entlegensten Gärten, wo sie einen Negerknaben trafen, der das Pferd des Fremden gehalten hatte, und dem er es nun abnahm. Dieses fiel Khaled so sehr auf, daß er Lust hatte zu entfliehen. Aber das Aussehen des Fremden sowie sein höfliches Benehmen beseitigten wieder alle Furcht. Zuletzt verließen beide die Gärten, um eine Strecke weit zwischen Gersten- und Waizenfeldern nach einer andern

Vorstadt zu gehen. Hier fiel der Fremde plötzlich über Khaled her, bedrohte ihn mit einem Dolche, band dem sich Sträubenden die Hände auf den Rücken, schwang sich dann mit ihm auf sein Pferd und entfloh so schnell, daß Khaled binnen Kurzem ferne von seiner Heimath war. Er legte mit dem Knaben den Weg von Damaskus bis hieher in fünf Tagen zurück. In der Wüste fehlte es an Wasser, an Lebensmitteln. Der verruchte Räuber litt selbst; den armen Knaben, welchen die Angst, die ungewohnten Anstrengungen und der Mangel an allen Lebensmitteln fast schon getödtet hatten, vermochte er nun nicht mehr fortzubringen. Da legte er ihn, der dem Tode nahe zu sein schien, an die Erde und zog seinen Dolch, um ihn zu ermorden. In diesem Augenblicke aber ließ er, von einer fernen Erscheinung erschreckt, den Dolch fallen, warf sich auf sein Roß und entfloh nach Mitternacht hin.

„Khaled erhob sich mit letzter Kraft, um zu sehen, vor was der Räuber geflohen. Er erblickte Dich, sank aber dann ohnmächtig nieder und erwachte erst zum Leben wieder hier an der Quelle, wohin Du ihn geführt. Alah sei dafür gepriesen!"

„Der gute Junge wünscht Dir seinen Dank zu bezeigen. Er hat es gethan; aber Du konntest ihn nicht verstehen, da er der lingua franca nicht mächtig ist, sondern nur syrisch und arabisch spricht. Er stand während unseres Kampfes Todesangst um Dich, seinen Retter aus und glaubte in mir einen

neuen Feind zu sehen. Er ruft Alahs Segen auf Dein Haupt herab. Komm zu ihm, damit er Dir, wenn auch nicht durch Worte, doch durch Zeichen, seinen Dank bethätigen kann.“

Der Ritter ging mit dem Sarazenen zu dem Knaben hin. Dieser ergriff seine Hände, bedeckte sie mit seinen Küssen und legte so einen solchen Reichthum von Dankgefühl an den Tag, daß er seinem Retter liebenswürdig erschien.

„Wie bringt man diesen armen Burschen zu seinen Eltern zurück?“ fragte der Ritter gerührt.

„Ich werde dieses Geschäft übernehmen, wenn Du mir das gestattest, edler Franke“, sagte der Emir.

„Ei, weshalb nicht, wäre ich es doch selbst nicht zu thun im Stande“, sprach der Ritter.

Beide setzten sich nun zu dem Knaben an die Erde, um zu ruhen. Der Saracene zog seinen kleinen Vorrath von Speise hervor und genoß eine Handvoll Datteln und ein Stückchen grobes Gerstenbrod und dieses theilte er noch nach morgenländischer Sitte mit seinen neuen Freunden.

Dabei betrachteten die Krieger einander mit Neugierde. Jeder suchte die Stärke und den Charakter eines so furchtbaren Gegners zu ermessen und zu schätzen und jeder mußte bekennen, daß, hätte er im Kampfe fallen müssen, es unter einer edeln Hand geschehen wäre.

Drittes Bild.

Der Abend und das Nachtlager am Quell unter den Palmen.

Der Contrast zwischen den Personen und den Gesichtszügen der beiden Männer war auffallend. Der Franke erschien als ein kräftiger Mann von riesigem Körperbau, mit braunem Haar, das man nach Ablegung des Helms dicht und reichlich über seinen Kopf gekräuselt sah. Sein Gesicht hatte vom heißen Himmelsstrich eine viel dunklere Farbe erhalten, als diejenigen Theile des Halses, die seltener sichtbar wurden, oder als sein volles, offenes blaues Auge, die Farbe seiner Haare oder seines Knebelbartes vermuthen ließen, welcher seine Oberlippe starkbeschattete, während sein Kinn nach normannischer Sitte vom Barte befreit war. Seine wohlgebildete Nase hatte die griechische Form; sein Mund war im Verhältniß etwas groß, aber mit starken schönen weißen Zähnen erfüllt. Sein Kopf war klein und ruhte mit vieler Anmuth auf dem Halse. Er konnte kaum über dreißig Jahre alt sein, hätte aber, wenn man den Einfluß des Klimas und der Beschwerden in Anschlag brachte, noch drei bis vier Jahre weniger betragen mögen. Er war ein Mann von langer Gestalt, aber seine Bewegungen verriethen dennoch die größte Leichtigkeit.

Seine Hände erschienen nach abgezogenen Panzerhandschuhen lang, schön und wohlproportionirt; die Handgelenke waren besonders stark und groß und die Arme selbst vorzüglich wohlgebildet und muskulös. Eine kriegerische Kühnheit und unbesorgte Freimüthigkeit bezeichneten seine Sprache und seine Bewegungen und seine Stimme hatte den Ton eines Mannes, der mehr zu befehlen, als zu gehorchen gewohnt ist.

Der Emir stach auffallend von ihm ab. Sein Wuchs ging allerdings über die Mittelgröße; aber er war wenigstens drei Zoll kleiner, als der Europäer, dessen Größe sich dem Riesenmäßigen näherte. Seine schwächlichen Glieder und langen magern Hände und Arme, zwar wohlproportionirt zu seiner Person und dem Ausdruck seines Gesichts versprachen kaum die Kraft, die er im Kampfe gezeigt hatte. Betrachtete man ihn näher, so fand man seine Glieder, wo sie zum Vorschein kamen, frei von allem Fleischigen und Lastenden, so daß nichts als Bein, Muskel und Sehne übrig blieb und daher sein Bau zur Thätigkeit und Beschwerde weit tüchtiger war, als der eines starkbeleibten Kämpfers. Sein Gesicht war klein, wohlgebildet und zart, doch von der Sonne des Orients tief gebräunt und endete in einem wellenden und gekräuselten schwarzen Bart, der mit großer Sorgfalt gepflegt zu sein schien. Die Nase war gerade und regelmäßig, das Auge scharf, tiefliegend und schwarz funkelnd, und sein Zahn glich an Schönheit dem Elfenbein seiner Wüsten.

In seinem Benehmen beobachtete der Emir Ernst, Anmuth und Anstand, dabei aber Zurückhaltung im Gefühle seiner Würde.

Der Ritter sah seinen Genossen speisen und zog nun auch seinen Vorrath wieder hervor, um sogleich sein Abendmahl zu halten. Das frischgebratene Antelopenfleisch war verzehrt, es fand sich nur noch getrocknetes und geräuchertes Schweinfleisch. Allein der gesunde Appetit des Ritters nahm keinen Anstand, auch diesem noch mit allem Ernste zuzusprechen. Der Sarazene, dem nach seinem Gesetz Schweinefleisch ein Gräuel war, sah seinem neuen Freunde mit schlecht verhehltem Eckel zu und konnte sich nicht enthalten, zu sagen:

„Tapferer Nazarener, ich bewundere, daß Du es über Dich vermagst, Fleisch von dem unreinen Thiere zu speisen. Selbst ein irrgläubiger Jude würde vor dieser Kost zurückschaudern.“

Der Jude steht unter der Knechtschaft seines starren Gesetzes, wie Du, mein würdiger Emir“ sagte der Ritter lachend; „ich übe eine rein christliche Freiheit aus, genieße alles, was Gott schuf und was sich von den Früchten des Feldes nährt. Ich habe eine bessere Rechtfertigung, für das, was ich thue, mußt Du wissen, tapferer Sarazene. Ave Maria! Ich danke Gott für seine Gaben! Hätte ich nur dazu eine gute frische Kanne Wein. Allein es ist undankbar, die Gaben dieser lieblichen Quelle so zu verachten!“

Der Sarazene lachte auch und entgegnete: „Ja,

das nennt Ihr auch ein Stück Eurer Freiheit, daß Ihr im Weine Euch berauschet, den doch selbst das Thier verachtet."

„Wisse Sarazene, daß Du die Gaben Gottes lästerst. Der Vogel nährt sich von der süßen Beere der Traube, aber er versteht sie nicht zu keltern, er kann den Wein nicht pflegen, erziehen, wie der Mensch. Oder äßen wir die Früchte des Feldes, Kraut und Kohl unbereitet, so wären wir den Thieren gleich. Warum bäckst Du Dir Brod aus dem Mehle der Gerste? Iß doch die rohen Körner! Lästere mir den Wein nicht; er ist die Gabe des Himmels und erfreut des Menschen Herz. Wer ihn mißbraucht, ist kein größerer Thor bei seiner Berauschung, als Ihr Muselmänner bei Eurer Enthaltsamkeit!"

Das scharfe Auge des Sarazenen funkelte bei diesem Ausfall. Aber er bedachte, daß er dem Christen dazu Veranlassung durch seine Bemerkungen gegeben hatte und sagte:

„Deine Worte, edler Franke, könnten Zorn erregen, wenn Deine Unwissenheit nicht vielmehr Mitleid erweckte. Siehst Du nicht, o Du, mehr blind, als einer, der in der Moskee um Almosen bittet, daß die Freiheit, mit der Du prahlst, eben in Demjenigen beschränkt ist, was der Glückseligkeit des Menschen und seiner Haushaltung am theuersten ist? Unser Prophet — gelobt sei sein Name! — versagt uns hienieden vieles, um uns an Enthaltsamkeit zu gewöhnen. Dafür ernten wir einst die Freuden des

Paradieses, je strenger wir im Staube sein Gesetz gehalten.

„Wohlan, so haltet es! mich gelüstet nicht nach dem Paradiese Eures Propheten — verwünscht sei dieser Meister der Lüge!" — murmelte der Ritter in den Bart hinein. „Laß uns von andern Dingen reden. Es lebe der Krieg, die rechte Gelegenheit für einen Mann, sich Ruhm zu erwerben!"

„Er lebe!" sagte der Sarazene, „und alle Tapfern mögen leben! Aber sage mir, mein Lagergenosse, ich begreife nicht, daß Ihr hieher gekommen sein sollt, blos um von einem leeren Grabe Besitz zu nehmen."

„Auch dieses widerstreitet Deinen Ansichten, weil Du von Jugend auf im Irrthum erzogen worden bist. Das Grab unsers hochgelobten Heilandes nicht allein, das ganze Land, in welchem Er einst wandelte, ist dem Christen heilig und ehrwürdig, und um es aus Eurer Gewalt zu befreien, deshalb sind wir hieher gekommen. Morgen, wills Gott, werde ich in Jerusalem einziehen und an der Stätte, wo mein Erlöser schlummerte, mein Gebet verrichten. Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit! Gloria in excelsis Deo!"

„Nach Jerusalem willst Du?" sagte der Sarazene staunend. „Bist Du Deines Lebens müde? Glaube mir, wackerer Nazarener, es wäre besser für Dich, Deinem Pferde nach dem Lager Deines Volkes den Kopf hinzulenken, als ohne einen Paß nach

Jerusalem hinzuziehen, denn das heißt Dein Leben muthwillig preisgeben."

„Ich habe einen Freischein" antwortete der Ritter und zog ein Pergament hervor, „einen Paß unter Saladins Hand und Siegel."

Der Sarazene beugte den Kopf gegen den Boden, als er das Siegel und die Handschrift des berühmten Sultans von Egypten und Syrien erkannte und nachdem er die Schrift mit tiefer Ehrfurcht geküßt, drückte er sie an seine Stirne und gab sie dem Christen mit den Worten zurück: „Rascher Franke, Du hast gegen Dein eigenes und mein Blut gesündiget, daß Du mir dies nicht zeigtest, ehe wir zusammentrafen. Wärest Du gefallen, so hätte Dein Tod den meinigen nach sich gezogen, weil ich einen Mann getödtet, der unter dem Schutze Saladins stand."

„Du kamst mit erhabenen Speer", sagte der Ritter lachend; „hätte eine ganze Schaar Sarazenen mich überfallen, so hätte sich mit meiner Ehre vertragen, mich durch Vorzeigung des Passes zu rechtfertigen und zu schützen; aber sonst nie bei einem einzigen Mann!"

„Und doch war ein Mann hinlänglich, die Reise zu unterbrechen", sagte der Sarazene.

„Ja, ein solcher wie Du;" sagte der Ritter, „aber solche Falken fliegen nicht in Schaaren, oder wenn sie es thun, so stoßen sie nicht in Menge auf Einen."

Der Sarazene fühlte sich durch diese Bemerkung

geschmeichelt und sprach: „Du lässest uns Gerechtigkeit wiederfahren; von uns würdest Du kein Unrecht erlitten haben. Es ist gut für mich, daß unser Kampf ohne schlimme Folgen blieb. Hätte ich Dich getödtet, so würde die Schnur oder der Säbel eine solche Schuld an mir geahndet haben.“

„Ich freue mich, zu hören, daß mir dieser Paß zu statten kommen soll“, antwortete der Ritter; „denn wie man sagt, ist die Strasse mit Räuberhorden erfüllt, welche nichts achten, wenn sie nur zu plündern Gelegenheit haben.“

„Man hat Dir die Wahrheit gesagt, tapferer Christ“, sprach der Emir. „Aber ich schwöre Dir beim Turban des Propheten, solltest Du in einen Schlupfwinkel solcher Schurken gerathen, so will ich selbst mit fünftausend Reitern Dich zu rächen übernehmen. Aber ich werde Dich morgen nach Jerusalem begleiten, denn ich will Dich wenigstens sicher dahin kommen sehen.“

„Dafür danke ich herzlich“, sagte der Ritter, „nie würde ich es zugeben, daß Du meinetwegen einen so weiten Ritt unternimmst.“

„Mein Weg führt mich ohnehin nach Jerusalem um dieses Knaben willen. Ich muß für ihn ein Maulthier haben, da seine Last auf die Dauer meinem Pferde zu groß sein würde. Außerdem habe ich noch Geschäfte in der heiligen Stadt.“

In diesem Augenblicke verschwand die Sonne hinter den nahen Gebirgen und die Schatten lagerten sich rasch auf das niedere Gefilde von Siddim.

Der Sarazene und der Knabe fielen nieder auf ihre Kniee und verrichteten ihr Gebet, mit den bedeckten Häuptern nach Süden, dem Orte der Kiblah, gewendet, mit all der Innigkeit und Demuth, die uns die Moslems in Augenblicken ihrer Andacht so würdig erscheinen läßt. Der Ritter sah ihnen gerührt zu und dachte bei sich selbst, wie schade es sei, daß Menschen von so viel Liebenswürdigkeit, die so gute Eigenschaften zeigen, im Irrthume des Glaubens dahin lebten und auch sterben würden. Dann kniete er in der Richtung gegen Jerusalem, und verrichtete gleichfalls mit inniger Andacht sein Abendgebet.

Die beiden Krieger holten nun ihre Rosse, banden jedes abgesondert an Bäume hinter dem Quell, breiteten ihnen Streu und trockene Blätter zum Nachtlager und machten dann selbst Anstalt, sich dem Schlafe zu überlassen. Der Ritter wickelte vorher noch frisch eingenäßte Tücher um die wundgeschnürten Glieder des Knaben, der längst fest an der Erde schlief, trank noch einmal an der Quelle, wickelte sich dann in seinen Mantel, streckte sich an der Erde aus, legte sein bloßes Schwert neben sich zurecht und schlief dann neben seinen schon in Schlummer versunkenen Gefährten ein.

Die Mitternachtsstunde mochte vorüber sein, als sich der Leopardenritter beim Arm geschüttelt fühlte und erwachte. Er sah eine dunkle Gestalt neben sich knieen und erkannte erst, nachdem er rasch sein Schwert ergriffen hatte, den Sarazenen, denn die

Nacht war mondlos und die feine Sichel der im Abnehmen begriffenen Luna stieg eben erst im Osten aus den Dunstwolken empor, die sich auf dem syrischen Wüstengebirge gelagert hatten.

„Still, tapferer Franke", sprach der Sarazene leise, „wecke den armen Jungen nicht. Gefahr ist nahe und wir wissen nicht, woher sie kommt, da uns der Himmel sein Licht versagt hat. Ich werde hinauskriechen in das Freie und dort an der Erde liegend spähen. Du aber bleibe hier und schütze die Rosse. Kommst Du in Noth, so rufe, und ich werde wie der Blitz an Deiner Seite sein. Verlasse die Pferde nicht, magst Du auch hören, was Du willst."

„Auf, laß uns waffnen" sagte der Ritter, „damit wir, so es denn doch sein soll, lieber im offnen männlichen Kampfe sterben, als im Hinterhalte erschlagen werden, wo wir vom Vortheil unserer Waffen keinen Gebrauch machen können."

„Mein tapferer Lagergenosse" sagte der Sarazene, „gegen solche Feinde, die uns jetzt drohen, können wir uns hier besser vertheidigen. Sie werden fliehen, sobald sie uns erblicken. Aber könnten sie uns beschleichen, so wären wir verloren. Darum .... horch, hörst Du sie?"

Aus der Ferne drangen, wie höllisches Hohngelächter klingend, aber schauerlicher und entsetzlicher, als der Ritter je was gehört, wilde schreckliche Töne heran. Sie wuchsen und nahmen wieder ab in fast regelmäßigem Fall der Töne und der Ritter konnte sich nicht

enthalten, als er die grimmige Wuth verrathenden Töne abermals und in größerer Nähe vernahm, zu schaudern.

„Es ist das Gelächter der Hölle, das Hohngeschrei des Nachtgeistes, der gespenstisch über die dunkeln Auen hinstreift", sagte der tapfere Schotte und bekreuzte sich schaudernd vor abergläubischem Entsetzen.

Der Sarazene lachte lautlos vor sich hin und sprach: „Ja, die Stunde ist schaurig, Nachtgeister mögen wohl in Menge hinstreifen über die Gefilde der Wüste. Aber Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet; sie werden uns nicht schaden. Nein tapferer Franke, wir haben es mit irdischen Feinden zu thun, die nach dem Fleische und Blute unserer guten Rosse gelüstet. Höre, die Thiere fühlen Angst, sie stöhnen vor Furcht, denn das Grabthier hat ihre Spur gefunden und nahet, um sie zu zerreißen. Geh Du zu ihnen, während ich im Freien wie der Panther auf die Hyäne lauere. Weiche ja nicht von Deinem Platze, was Du auch hören magst."

Der Sarazene fiel zur Erde und der Ritter sah nach dem Orte, wo der Muselmann sich ausgestreckt hatte; aber er erblickte nur einen dunkeln formlosen Gegenstand, der wie eine Schlange sich rasch hinwand und in den Schatten der Nacht verschwand. Er trat nun zu den Pferden. Sein treuer Hengst legte ihm den Kopf zutraulich an die Schulter, während das arabische Roß sich ihm schnaubend näherte und

alle Zeichen der Angst durch Zittern und Spitzen der kleinen feinen Ohren an den Tag legte. Der Ritter streichelte das schöne zarte Thier und dieses schmiegte sich an ihn, fast wie der Knabe gestern sich an seine Brust gelegt hatte.

Plötzlich hörte der Ritter ein Lamm draußen in der Wüste schreien. Dem Tone antwortete wieder das ferne grimmige Geschrei, das nun so lautete, als ob Einer lachend in raschem Laufe sich nähere. Wieder ertönte das Blöcken des Schafes und so wurde dasselbe noch einige Male vernommen. Der Ritter glaubte sich geäfft, lockerte seinen Dolch und faßte sein Schwert zum Gebrauch, entschlossen, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Da ertönte plötzlich ein gräßlicher Mark und Bein durchdringender Schrei und dann ein so rasendes Geheul, daß der Leopardenritter vor Schauder erbebte. Allein schon ward es still und durch die Ruhe der Nacht vernahm er das eigenthümliche Pfeifen und den dumpfen Ton, den mehrere mit Kraft auf einen Körper geführte Schwerthiebe vernehmen lassen.

Jetzt war es still; man hörte nichts mehr.

„Das war der Sarazene, ich kenne dieses Pfeifen ihrer gebogenen Schwerter", sagte der Ritter und wog sein gewichtiges Schwert in der Hand, als hätte er Lust, die Wirkung desselben in ähnlicher Weise zu versuchen, als plötzlich der Sarazene erschien.

„Tapferer Muselmann, was für ein Abentheuer hast Du bestanden?" sagte der Ritter.

„Es war eine Hyäne, sie ist erlegt;“ sprach der Sarazene und wusch sein noch vom Blute des Raubthiers triefendes Schwert im Bächlein ab.

„Ich hörte aber ein Lamm blöcken“, sprach der Ritter.

„Das ist einer unserer gewöhnlichen Jagdkunstgriffe“, sagte der Sarazene, “um diese raubgierigen Bestien anzulocken. Sie stürzen sich dann selbst, als wären sie toll, in unsere Schwerter.“

„Ha!“ rief der Ritter erstaunt und fuhr dann fort: es ist List. Ja, da seid Ihr uns weit überlegen! Wir stehen Euch nach, denn während wir zur Jagd unserer Bären und Wölfe der Schweißhunde und Doggen bedürfen, legt Ihr Euch an die Erde, lockt die Thiere durch so täuschende Laute an, wie ich selbst vorhin durch einen derselben betrogen wurde und bringt sie so dahin, daß sie sich selbst Eurem Schwerte darbieten. Es ist List und Kunst vereinigt. Ich werde Dich davon weiter hören.“

„Laß uns schlafen“, sagte der Sarazene, streckte sich wieder bei seinem Rosse aus und verfiel so rasch wieder in Schlummer, als sei gar nichts Außerordentliches geschehen.

Der Ritter blieb wach, setzte sich in seinen Mantel gewickelt an die Erde, hielt sein Schwert bereit und verbrachte die wenigen Stunden mit frommen Gedanken und dem Nachsinnen über die wunderbaren Ereigniße der letzten Tage, bis die Morgendämmerung anbrach und die Umgebungen erhellte.

Nun ging er hinans, um das getödtete Thier

aufzusuchen, das ihm als dem Bewohner des Nordens, noch unbekannt war. Es lag kaum hundert Schritte von der Quelle entfernt. Die Hyäne war von der größeren gestreiften Art, maß fast sieben Fuß in der Länge und vier Fuß in der Höhe. Das schöne braungefleckte Fell war aber von Blut und Sand so verdorben, daß der Ritter den Gedanken aufgab, den er anfangs gehabt hatte, es abzustreifen. Der häßliche Kopf des Thieres war der Länge nach durch einen furchtbaren Hieb fast ganz gespalten, so daß Blut mit Hirn vermischt in einem breiten Strom auf den Sand der Wüste sich ergossen hatte.

„Ja", sagte der Ritter vor sich hin, „sie führen ihre Säbel mit großer Gewalt: „ein solcher Schlag müßte auch den Kopf eines Menschen bis an die Halswirbel gespaltet haben. Sie sind ganze Krieger, schade, daß ihr Glaube sie von uns trennt. Was für Ehre würde es sein, solche Waffenbrüder zu haben."

In diesem Augenblicke trat der Emir an seine Seite, der inzwischen aufgewacht und dem Ritter gefolgt war. Beide grüßten sich fröhlich, und der Ritter sprach: es ist ein gewaltiges Thier, stärker und größer, als der mächtigste Wolf, den ich je erlegt! Ich sah es nie. Doch scheint es mir zum Geschlechte der Wölfe zu gehören.

„Es ist das Grabthier; auch Hyäne wird sie häufig genannt. Du hast recht, tapferer Franke, wenn Du es mit dem Wolfe vergleichst. Aber den-

noch ist es eine Katze, so unähnlich es auch dem Aeußern nach derselben zu sein scheint."

„Bei St. Dionys, das ist unmöglich!" rief der Ritter.

„Und doch ist es so:" sagte der Sarazene. „Klettern Eure Wölfe? Harnen sie, wie die Katze und auch dieses Grabthier, nach hinten?"

„Nein", sagte der Ritter; „sie sind Hunde nach ihrer ganzen Natur."

„Aber die Hyäne klettert und holt den Affen vom stärksten und höchsten Baume herab. Ich habe es gesehen, ich habe sie in der Wildniß belauscht;" sprach der Sarazene.

„Weshalb nennst Du dieses Thier Grabthier?" sagte der Ritter in den Anblick der Hyäne verloren.

„Weil sie des Nachts den Leichen nachstreift, die Gräber aufscharrt und die Leiber der dort Beerdigten frißt", antwortete der Sarazene.

Beide kehrten jetzt zu der Quelle zurück, wuschen sich im Bache und verrichteten dann, als die Sonne aufstieg und ihre goldenen Strahlen nach ihnen herein in das feuchte Dunkel der Gebüsche warf, ihr Morgengebet mit dem Knaben, den sie erweckt hatten.

Dann banden sie die Pferde los, damit diese fressen und saufen könnten, und genossen ihr Morgenmahl, das der Sarazene mit seinem Glaubensbruder Khaled theilte. Dieser war inzwischen durch die Ruhe der Nacht so gestärkt worden, daß er zur

getödteten Hyäne hinlief. Er hatte von allem, was während der Nacht vorgefallen war, nicht das Mindeste gehört. Die zwei Ritter sattelten nun ihre Pferde, rüsteten sich, nachdem sie ihre Waffenstücke gereinigt hatten und bestiegen dann ihre Rosse, um sich auf den Weg nach Jerusalem zu begeben.

Viertes Bild.

Jerusalem. Das Lager der Kreuzfahrer.

Der Emir hatte den Knaben hinter sich aufs Pferd genommen und begann nun: „Tapferer Franke, wie heißest Du, und aus welchem Lande stammst Du ab?"

„Ich bin ein schottischer Ritter, Kenneth vom Leoparden ist mein Name. Den Namen meines Geschlechts, das zu den ältesten meines Vaterlandes gehört, führe ich hier nicht. Er würde neu aufleben, wenn ich aus diesem Kriege wieder in mein Vaterland zurückkehren würde, wozu ich aber in diesem mörderischen Klima wenig Hoffnung und Aussicht habe. Und wer bist Du, mein tapferer Reisegenosse?"

„Ich bin der Emir Nureddin aus dem sarazenischen Stamme el Walid. Meine Krieger lagern um Jerusalem. Ich habe hier fünf Pfeile in meinem Köcher, jeden mit Adlerfedern beschwingt.

Wenn ich einen derselben in mein Zelt absende, steigen tausend Krieger zu Pferde; sende ich einen andern, so erhebt sich eine gleiche Macht; für die fünf kann ich fünftausend Mann befehligen und wenn ich meinen Bogen sende, so werden zehntausend wohlberittene Reiter die Wüste erschüttern."

Das ist eine gewaltige Reitermasse", sagte der Ritter Kenneth nicht ohne einen leisen Anklang von Spott und ich gestehe Dir, daß ich Dich nicht für einen so mächtigen Befehlshaber gehalten hätte. Wie weit stehe ich da hinter Dir zurück! Bei meiner Treue! mit Hilfe all meiner Verwandten und Freunde brachte ich nur zehn wohlgeübte Lanzenträger mit etwa noch fünfzig Mann ins Feld, Bogenschützen und Dienstboten mit eingeschlossen. Einige verließen meine unglückliche Fahne, andere fielen im Gefecht, manche starben an Krankheit und ein treuer Waffenträger, für dessen Leben ich jetzt meine Wallfahrt mache, liegt auf dem Krankenbette."

„Wie", sagte der Emir, „und mit Deinen fünfzig Untergebenen kommst Du, um ein Land zu unterjochen, in welchem ich nur einer der Geringsten bin?"

„Ich und andere, wir zählen auch viel und wenn wir auch an der Zahl mit Euch uns nicht messen können, so solltest Du wissen, daß ein Stahlhandschuh eine ganze Hand voll Hornissen zermalmen kann;" sprach Kenneth.

„Ja, aber er müßte sie erst erreicht und ergrif-

sen haben", entgegnete der Sarazene mit feinem Lächeln.

„Wir werden sie fassen, diese flüchtigen Hornissen der Wüste und die Schnelligkeit ihrer Rosse soll ihnen nichts helfen", sagte der abendländische Krieger. „Dann werden sie kennen lernen die Wuchtunserer Schwertschläge, sobald sie im ehrlichen Kampfe uns stehen müssen."

Der Sarazene erhob sich im Steigbügel, schwang seine Lanze in die Höhe und rief: „Die größte Kunst des Kriegers ist, so zu fechten, daß er seinem Feinde den größten Schaden thut und selbst am meisten vor ihm geschützt ist. Schwerlich finde ich Einen mit dem Kreuze auf der Schulter, der es mit mir im Werfen des Wurfspießes aufnehmen möchte."

„Ich will dafür nicht stehen," entgegnet Kenneth; doch giebt es im Lager Spanier, die sich recht gut auch auf dieses morgenländische Spiel verstehen, Ich habe es nicht gelernt. Aber wenn Du statt eines Pfeiles Lust hast, den Stoß meiner Streitaxt auszuhalten, so werde ich Dir diesen Wunsch nicht versagen."

Diese derbe Anspielung auf das gestrige Gefecht erregte bei dem Sarazenen einen solchen Zorn, daß er bereits mit der Hand nach dem Dolche fuhr und es war auf dem Punkte, daß die neue Verbindung der Beiden aufgehoben und in neuen Kampf verwandelt wurde. Doch der Sarazene erinnerte sich zu rechter Zeit an die fürchterliche Kraft seines Reisegenossen, sowie an

den Waffenstillstand. Sein Kopf schmerzte ihn noch von dem Wurfe mit der Streitaxt und er sprach:

„Bei dem Bart meines Vaters, das Spiel ist zu grob als bloßer Scherz. Ich werde sie nie in der Schlacht scheuen, aber mein Kopf wird mir auf einige Zeit nicht erlauben, sie zum Spiele aufzusuchen.“

„Ich wünschte, du sähest die Axt von König Richard, gegen welche die meinige am Sattelbogen nur wie eine Feder wiegt“.

„Ich habe davon gehört“, sagte der Emir, als wollte er geflissentlich ein Gespräch abbrechen, in welchem sich beide, er und der Kreuzritter nur erhitzt hatten. Sie zogen nun stumm weiter, bis die Gegend anfing, sich um sie her zu verändern. Sie wandten sich nun nordwärts und hatten eine Reihe steiler und öder Hügel erreicht. Schroffe felsige Anhöhen erhoben sich um sie her und in kurzer Zeit setzten tiefe Abhänge und steile Pfade von furchtbarer Höhe und sehr geringer Breite den Reisenden Schwierigkeiten entgegen. Finstere Höhlen und Klüfte zwischen den Felsen gähnten sie auf jeder Seite furchtbar an und Kenneth hörte von dem Emir, daß diese Gegend des Landes eben so wohl der Zufluchtsort der Raubthiere als räuberischer Menschen wäre, die durch den steten Krieg und den Druck der Soldaten, sowohl des Krenzes als des Halbmondes, zur Verzweiflung getrieben und Räuber geworden, weder Rang noch Religion, weder Geschlecht noch Alter mit ihren Anfällen verschonten.

Der schottische Ritter hörte dieser Erzählung sehr gleichgiltig zu, so sicher fühlte er sich in seiner Tapferkeit und persönlichen Stärke. Nach einem beschwerlichen und anstrengenden Marsche über öde unfruchtbare Berghöhen eröffnete sich den Wanderern plötzlich der Blick nach einer in einem von felsigen Bergen umgebenen Thale liegenden großen und majestätischen Stadt.

„Hier liegt Jerusalem vor dir, tapferer Ritter," sagte der Sarazene.

Kenneth hielt erstarrt vor Erstaunen, Ehrfurcht und Anbetung seinen schweißtriefenden Hengst an. Er hatte der Stadt nicht so nahe zu sein geglaubt. Tief ergriffen sprang er vom Rosse, stürzte auf seine Knie und begann mit größter Inbrunst zu beten.

Auch die beiden Moslems waren inzwischen abgestiegen und verrichteten Gebete und so wandelte sich diese öde Stelle des Gebirgs, wo keine eigentliche Heerstraße durchlief, in einen Tempel, von dem zum reinen Aether inbrünstige Seufzer der Andacht emporstiegen.

Bald hernach rückten die drei Freunde in den Mauern Jerusalems ein, und Kenneth wurde gewahr, daß ihm sein neuer Freund hier allerdings große Dienste leistete. Er versah den Kreuzfahrer mit einigen bewaffneten Begleitern, in deren Geleit Kenneth die heiligen Orte besuchte und ließ ihn später durch dieselben bis in die Nähe des christlichen Lagers bringen, in welchem unser Freund nach einer neuntägigen Abwesenheit glücklich wieder anlangte.

Eine rührende Scene bildete noch der Abschied, den der junge Damaszener Khaled von ihm nahm. Nureddin übergab den Knaben einem alten sarazenischen Krieger, der in einigen Tagen mit der nach Damaskus abgehenden Karavane zu Khaleds Schutz mit ihm abreisen sollte. Der gute Knabe küßte die Augen und Hände seines männlichen Retters und erzwang es durch viele beharrliche Bitten, daß Kenneth den silbernen Gürtel und den Dolch, eine echte Damaszenerklinge, zum Andenken von ihm annahm. Dann schied er von dem Christen unter tausend Segenswünschen und den größten Betheuerungen seines Dankes.

Auch der Abschied von dem Emir ward unserm tapfern Ritter schwerer, als er geglaubt hatte. Der Sarazene hatte ihm so viele gute Eigenschaften gezeigt, daß er ihn unwillkürlich liebgewonnen, so sehr auch der Gedanke an dessen Irrgläubigkeit und eine gewisse an ihm eigene Prahlsucht unsern schlichten Schottländer angewiddert. Beide versprachen nach echt ritterlicher Sitte, einander im Kampfe zu vermeiden, wenn der Zufall sie einander gegenüber stellen sollte und trennten sich dann nicht ohne Rührung.

Unser Schotte war nun, wie wir oben bereits gesagt haben, im Lager wieder angelangt, welches damals zwischen Jean d'Acre und Askalon aufgeschlagen war und diejenige Armee enthielt, mit der sich Richard Löwenherz einen siegreichen Marsch nach Jerusalem versprach, was ihm auch wahrscheinlich gelungen

wäre, hätte nicht die Eifersucht der mit demselben Unternehmen beschäftigten christlichen Fürsten und ihre Empfindlichkeit über den grenzenlosen Stolz des englischen Monarchen jede gemeinsame Waffenthat verhindert, ja unmöglich gemacht.

Solche Mißhelligkeiten besonders zwischen Richard und Philipp von Frankreich erzeigten Streitigkeiten und Hindernisse aller Art auch unter den Truppen, deren Linien von Tag zu Tag dünner wurden, nicht blos dadurch, daß Viele sich nach Europa flüchteten, sondern auch daß sich ganze Heeresabtheilungen unter Anführung ihrer Lehensherren aus einem Kampfe zurückzogen, von dem sie sich keinen glücklichen Erfolg mehr versprachen.

Die Wirkungen des Himmelsstriches wurden wie gewöhnlich den Soldaten aus dem Norden verderblich, um so mehr, weil die ausschweifende Lebensart der Kreuzfahrer im seltsamen Widerspruch mit den Grundsätzen und den Absichten ihrer Bewaffnung sie noch leichter zu Opfern des nachtheiligen Einflusses der brennenden Hitze und des kalten Thaues machen mußte. Zu diesen niederschlagenden Ursachen des Verlustes muß man noch das Schwert des Feindes hinzufügen. Saladin, außer dem kein größerer Name in der morgenländische Geschichte genannt wird, hatte zu seinem Nachtheile erfahren, daß seine leichtbewaffneten Krieger nicht sehr geschickt waren, in nahem Gefecht es mit den in Eisen gekleideten Franken auszuhalten, und daß er zu gleicher Zeit den unternehmenden Charakter Richards

zu fürchten hätte. Wenn aber seine Armeen unter großem Blutbade mehr als einmal geschlagen wurden, so gaben ihm dagegen seine Schaaren in jenen leichten Scharmützeln, deren viele nicht zu vermeiden waren, Uebergewicht und Vortheil. Als die Armee seiner Angreifer abnahm, wurden die Unternehmungen des Sultans zahlreicher und kühner in dieser Art von kleinen Gefechten. Das Lager der Kreuzfahrer ward von Wolken leichter Reiterei umringt und fast belagert, welche den Schwärmen von Wespen glichen, die, einmal ergriffen, leicht zu zerdrücken sind, aber mit ihren Flügeln höherer Stärke ausweichen und mit ihren Stacheln Schaden und Unheil anrichten. Es gab ein beständiges Gefecht zwischen Vorposten und Fouragirern, worin manches schätzbare Leben zu Grunde ging, ohne daß ein entsprechender Vortheil gewonnen wurde. Bedeckungen oder Schutzwachen wurden aufgefangen und Verbindungen abgeschnitten. Die Kreuzfahrer mußten die Mittel zum Lebensunterhalte mit dem Leben selbst erkaufen und Wasser, wie das vom Brunnen zu Bethlehem, nach dem König David, einer jener alten Monarchen, schmachtete, ward damals wie vorher nur durch Blutvergießen erlangt.

Diesen Uebeln hielt in großem Maße die ernste Entschlossenheit und rastlose Thätigkeit König Richards das Gegengewicht, welcher mit einigen seiner besten Ritter stets zu Pferde war, bereit, sich nach jedem Orte der Gefahr zu begeben und oft nicht nur den Christen unerwartete Hilfe zu bringen, son-

dern auch die Ungläubigen zu schlagen und zu zerstreuen, wenn sie schon des Sieges gewiß zu sein glaubten. Da traf plötzlich das Heer der Kreuzfahrer der härteste Schlag: König Richard wurde von einem Asien eigenthümlichen schleichenden und verzehrenden Fieber ergriffen und trotz seiner großen Stärke und seinem noch größeren Muth erst unfähig, zu Pferde zu steigen, dann auch unvermögend, dem Kriegsrathe beizuwohnen, welcher von Zeit zu Zeit von den Kreuzfahrern gehalten wurde. Es war schwer zu sagen, ob der Zustand persönlicher Unthätigkeit durch den Beschluß des Kriegsraths, mit dem Sultan Saladin einen Waffenstillstand von dreißig Tagen zu schließen, dem englischen Monarchen lästiger oder erträglicher gemacht wurde? denn auf der einen Seite, wenn er über den Aufschub aufgebracht war, der so dem Fortschritt des großen Unternehmens in den Weg trat; so war er auf der andern durch das Bewußtsein etwas getröstet, daß auch Andere keine Lorbeeren erringen würden, während er auf dem Krankenlager unthätig blieb.

Während ihn nun die Krankheit an das Schmerzenslager fesselte, erhielt er Nachrichten von allem, was im Lager vorging. Man sagte ihm, wie viele sich täglich zurückzögen, wie die Hoffnungen sanken und wie allgemein der Glaube überhand nehme, es würde zu einem Angriffe auf die heilige Stadt selbst nun gar nicht mehr kommen.

Richard Löwenherz ergrimmte bei diesen Berichten, wie der gefangene Löwe, der seine Beute durch

den eisernen Käfig erblickt. Von Natur rasch und ungestüm schien er sich durch die Reizbarkeit seines Temperamentes selbst zu verzehren. Seine Diener fürchteten ihn nun, seine Barone gingen nur zagend zu ihm, selbst der Arzt konnte sein nöthiges Ansehen kaum behaupten und den regelmäßigen Gebrauch der Medikamente mußte er erflehen. Nur Einer von allen Rittern des Königs, Sir Thomas de Vaux, ein etwa fünfzig Jahre alter Mann von riesiger Leibesbeschaffenheit, ein Tapferer ohne Gleichen, jedoch nur zur Schlacht geschickt und nicht zur Anführung und Leitung der Heeresmassen in derselben, dabei dem Könige, den er erzogen und in der Führung der Waffen unterrichtet, mit väterlicher Liebe zugethan, wich nicht von Richard, und erduldete alle Launen, übersah alle Grillen, ertrug alle Vorwürfe des Kranken mit bewundernswürdiger Geduld. Dabei sorgte er, daß stets Unterhaltung vorhanden wäre, um den Leidenden zu zerstreuen und es war etwas Rührendes in der freundlichen obgleich unbeholfenen Art, mit der er Geschäfte verrichtete, die mit seinen plumpen militärischen Manieren und Gewohnheiten so seltsam kontrastirten.

„So hast du mir denn keine bessern Neuigkeiten von draußen zu bringen, Sir Thomas? sagte der König nach einen langen unruhigen Sillschweigen.

„Der Waffenstillstand, Ew. Majestät,“ sagte de Vaux gelassen, „hindert alle Unternehmungen.“

„Wann weicht endlich dieses heillose Fieber?“

rief der König heftig; „wann werde ich einmal wieder was anderes sehen, als diese vier leinenen Wände und die Spinnengewebe, die sich täglich hier ansetzen?“ Er erhob sich bei diesen Worten mühsam, streckte seine entblößten Arme aus und riß das Hemd von der Brust zurück, um sich abzukühlen.

Nicht ohne einen kleinen Grad von Gewalt beeilte sich der tapfere Sir Thomas, den Kranken wieder zurück ins Bette zu legen und ihn zuzudecken mit einer Sorgfalt, die eine Mutter ihrem Säugling erweiset.

„Du bist ein rauher Wärter, de Vaux,“ sagte der König ärgerlich, „und langweilig, wie dein ewiger Waffenstillstand, von dem du beständig sprichst. Wie, wenn du eine Haube aufsetztest; sie müßte deinem garstigen, bärtigen Gesicht trefflich stehen. Ich wäre dann das Kind und du die Amme, um die Mädchen zu erschrecken.“

„Wir haben zu seiner Zeit auch Männer erschreckt, Majestät“, sagte Sir Thomas lachend „und können, das hoffe ich, es erleben, sie wieder zu erschrecken. Damit dies aber bald geschehe, müssen Ew. Majestät Ihren Fieberanfall geduldig im Bette aushalten, um seiner eher los zu werden.“

„Fieberanfall!“ rief der König in zankendem Tone. „Was er schwätzt? Willst du nicht den Medikus gar übertreffen? Es ist eine Lähmung meiner ganzen Kraft! Und so gelähmt sind sie alle, diese tapfern Fürsten, von Philipp von Frankreich

und dem Oestreicher Herzog an bis zu den Hospitalrittern und Tempelherren. Sie sind gleichgiltig gegen den Ruhm, gegen Gott, gegen alles, alles! Der Herr besser's! Weißt du denn gar nichts Neues?"

De Vaux legte einige Dinge zurecht und blieb dann plötzlich stehen, indem er sprach: „Bei St. Dionys, ich werde alt, mein Gedächtniß leidet schon. Ein Schotte, der mit uns hieher gezogen, ist dieser Tage in Jerusalem gewesen. Er soll allerlei Abentheuer erlebt haben. Soll ich ihn rufen lassen?"

„Wer ist er? Was ist er? Was hatte er in Jerusalem zu schaffen? Wie kams, daß ihm die Sarazenen nicht die Haut über die Ohren gezogen? Ist er vielleicht ein Muselmann geworden? ein Spion Saladins? Rede! Antworte!" sprach der König heftig.

„Mein Gott, Ew. Majestät, ich kenne ihn gar nicht, ich habe im Vorübergehen von seiner Reise sprechen hören."

„So geh! geh hin, frag ihn aus, oder bring ihn her, denn ich sterbe vor Ungeduld!"

De Vaux beendete seine Anordnungen, rief dann die Leibdiener, damit diese beim König verweilten, bis er wieder käme, setzte seine Mütze auf, nahm sein gewaltiges Schwert, ohne das er nie ausging, und wanderte nach der Abtheilung des Lagers, wo die Schotten ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Da er den Namen des Ritters, den er vorhin beim König erwähnt, nicht wußte, so fragte

er unter Weges nach ihm und man zeigte ihm sogleich das einsamstehende Zelt unseres Freundes Kenneth. Zu seiner größten Verwunderung sah er dort neben dem uns wohlbekannten Streithengst des Ritters vom Leoparden ein arabisches Pferd stehen und mit diesem aus einem Sacke Gerste fressen, der an zwei Hölzern so aufgehängt war, daß er statt des Barren dienen konnte. Vor dem Zelt steckte neben der Lanze des Ritters ein langer arabischer Speer und durch das der Kühle wegen geöffnete Zelt erblickte er den Ritter an dem Lager eines Kranken, dem er Arznei einflößte. Ein Sarazene mit weißem Turban und in vollkommener kriegerischer Bewaffnung saß im Hintergrunde des Zeltes und aß so ruhig, als befinde er sich mitten unter seinen Freunden und Glaubensgenossen. Außen aber stand ein Häuflein müssiger Gaffer und sah behaglich zu.

Sir Thomas schritt ohne Umstände nach der Oeffnung des Zeltes und wollte eintreten, als plötzlich ein Jagdhund von ungewöhnlicher Größe und Schönheit ihm in den Weg trat, knurrend die Zähne fletschte und sich anschickte, ihm den Eintritt in das Zelt zu verwehren.

Die im Zelte bemerkten jetzt erst den vornehmen Gast. Kenneth rief eiligst den Hund zurück, denn er erkannte sogleich de Vaux, und sprach, indem er ihm entgegentrat:

„Mein Herr Baron von Gilsland, ich bin er-

staunt über die Ehre, die Ihr mir erzeigt. Was steht zu Eurem Dienste?"

„Ich habe den Auftrag vom König, mit Dir zu sprechen" sagte de Vaux. „Aber in allen Ehren und aller Güte will ich fragen: Kennst du nicht den Befehl, daß Niemand unter dem Rang eines Grafen innerhalb des königlichen Lagers ohne besondere königliche Erlaubniß Jagdhunde halten darf? Ich spreche als Stallmeister Sr. Majestät!"

„Und ich antworte als freier schottischer Ritter", sagte Kenneth mit edler Freimüthigkeit, „daß ich es mir zwar zur Ehre rechne, während dieses Kreuzzuges unter dem Befehl Sr. Majestät, des Königs, zu stehen; aber ich kann mich nicht erinnern, daß ich mich je den englischen Forstgesetzen unterworfen hätte. In der Schlacht bin ich König Richards Dienstmann. Wenn die Trompete ruft, so bin ich im Steigbügel, wie irgend Einer. Aber für meine müssigen Stunden hat König Richard kein Recht, meine Erholung zu beschränken."

„Bei St. Brandon, du hast das Maul auf dem rechten Fleck;" sagte der derbe de Vaux; „aber ich glaube mich zu erinnern, daß du auch mit den Waffen behend und tapfer umgehst. Bist du nicht der, welcher einen Leoparden im Schilde führt?"

„Ja", sagte Kenneth und zeigte auf seine an einem Block wohlgeordnet aufgehängte Rüstung.

„Nun, ich will dir einen Freibrief für den

Freund da zukommen lassen", sagte der Stallmeister schnell besänftigt. „Aber was hast du da für Gesellschaft?"

„Ich bin gestern spät Abends aus Jerusalem zurückgekehrt, wohin ich zur Rettung meines Knappen, der hier noch immer schwer krank darnieder liegt, eine Wallfahrt that. Auf dem Hinwege bestand ich verschiedene Abentheuer, und lernte in Folge derselben einen sarazenischen Emir kennen, dessen Freundschaft ich mich jetzt rühmen darf. Er verschaffte mir Arznei von einem fast wunderthätigen arabischen Arzte für meinen treuen Diener und dieser Araber begleitete mich hieher, um dem Arzte Bericht zu bringen, wie seine Mittel angeschlagen hätten. Ich reichte das eine gestern Abend und mein Knappe hatte nicht nur eine ruhige Nacht, sondern befindet sich heute besser, als gestern und lange her. Jetzt will ich ihm eben das Hauptmittel geben, das seine völlige Genesung herbeiführen soll."

Sir Thomas Gilsland sah ein kleines zinnenes Büchschen in der Hand Kenneths, das fest verschraubt und mit arabischen Charakteren über und über bedeckt war. Der Ritter hatte einen Becher voll Wasser vor sich stehen, schraubte das Büchschen auf und fand in demselben einen feuerroth gefärbten, feuchten, kleinen Schwamm, den er sofort in seinen Wasserbecher warf. Der Schwamm färbte das Wasser unter großem Schäumen gelb und verbreitete einen köstlichen Geruch in dem Zelte.

Kenneth drückte den Schwamm im Wasser so lange aus, bis er seine gewöhnliche Farbe hatte und keinen als seinen eigenthümlichen Geruch verbreitete, spülte dann die Restchen von Arznei sorgfältig aus dem Büchschen in das Wasser und ließ dieses seinen Diener trinken.

„Wie fühlst du dich?“ sagte Sir Thomas zu dem Knappen, der schon bis zur Todesmattigkeit abgezehrt war und durch dessen Haut alle Knochen und Sehnen durchschienen, als hätte er gar kein Fleisch gehabt.

„Allen Heiligen sei Dank, ich bin ganz gestärkt, ich habe wieder Hunger“, sagte der alte Knappe aufs Aeußerste über seinen eigenen Zustand erstaunt.

„Jetzt mußt du noch einige Stunden schlafen“, sprach der Ritter zu dem Knappen, „dann aber sollst du das schönste und saftigste Stück von dieser Antelope haben.“

Der Kranke gehorchte und versank sogleich in einen tiefen Schlummer, aus dem ihn die lauten Reden der im Zelte Befindlichen nicht wecken konnten.

Sir Thomas Gilsland hatte das alles voll des größten Staunens mit angesehen und sprach dann: „Wahrhaftig, zur glücklichen Stunde bin ich hierher gekommen. Unsere Aerzte wissen, wie es scheint, kein sicheres Mittel gegen dieses Fieber, das unsere stärksten und gesündesten Männer so schmählich hinrichtet. Sr. Majestät wünschen dich zu sprechen.“

„Bei meiner Treu“ sagte Kenneth, „das ist wie vom Himmel gesendet, denn ich hatte schon die Absicht, Ew. Ehren zu bitten, mir Gehör bei Sr. Majestät in einer außerordentlich wichtigen Sache zu verschaffen.“

„Das ist nun nicht nöthig; folge mir nur bald nach!“ sagte der Baron vergnügt und verließ nach kurzem Gruß das Zelt. Kenneth ordnete seine Kleidung, so gut er konnte, legte den silbernen Gürtel, den ihm Khaled geschenkt hatte und der sich willkürlich erweitern ließ, um sich, hing sein Schwert daran, setzte das Barret auf und sprach zu dem Araber:

„Hier ist mein Lager; ruhe, wenn du gespeiset hast. Ich werde jetzt den Eingang des Zeltes verhängen.“ Der Araber kreuzte die Arme zum Gruße über die Brust, verneigte sich voll Ehrerbietung und Kenneth verließ das Zelt. Der Hund folgte ihm und wollte vergnügt vor ihm herspringen. Aber Kenneth rief: Roswal! hieher!“ zeigte dabei auf ein vor dem Zelt bereitetes Lager, wohin der Hund gehorsam kroch und sich dort legte, ohne es wieder zu verlassen.

Der Ritter ging nun fort und verschwand im Lager und die Gaffer, welche bisher vor seinem Zelte gestanden hatten, zerstreuten sich.

Fünftes Bild.

Kenneth bei Richard Löwenherz.

„Das ist eine seltsame Geschichte, Ritter Thomas," sagte der kranke Monarch, als er die Erzählung des inzwischen zurückgekehrten Barons von Gilsland gehört hatte. „Bist du überzeugt, daß dieser Schotte ein wackerer und aufrichtiger Mann ist?"

„Ich kann nicht viel davon urtheilen, Ew. Majestät," entgegnete Gilsland, dessen Güter im Vaterlande nahe an der schottischen Grenze lagen und der deshalb die Schotten, die mit den Engländern damals fast beständig im Kriege waren, nicht leiden konnte; „ich wohne den Schotten zu nahe, um recht zur Wahrheit unter ihnen zu gelangen und habe einige ehrlich, viele falsch gefunden. Allein dieser Leopardenritter beträgt sich wie ein aufrichtiger Mann, und wenn er ein Teufel wäre, wie er ein Schotte ist — das muß ich von ihm sagen."

„Wie heißt er denn?" fragte der König.

Der tapfere Baron machte nun ein verplüfftes Gesicht und biß sich ärgerlich auf die Lippen, denn darnach hatte er in der That zu fragen vergessen.

„Pah, Sir Gilsland" sagte der König ungeduldig, „Ihr laßt mich lange auf Antwort warten".

„B......t sei mein Kopf, Ew. Majestät, ich sehe jetzt, daß ich alt und elend werde, denn gerade darnach habe ich zu fragen vergessen."

„Lord de Gilsland hat der Krone England zu wichtige Dienste zu leisten, als daß es recht wäre, ihm solche Kleinigkeiten aufzutragen“, sagte der König, als er die bekümmerte Miene des treuesten aller seiner Barone bemerkte, rasch und fuhr vertraulich fort: „Rechne es meiner Krankheit zu, guter Thoms, daß ich so wunderlich bin; du weißt, es liegt das nicht in meinem Gemüthe. Sage mir, kommt der — Pardel? — oder wie nanntest du ihn?“

Sir Thomas lachte und sagte: „Er wollte selbst um die Gnade bitten, vor Ew. Majestät erscheinen zu dürfen. Ich kenne ihn sehr wohl, zwar nur vom Schlachtfelde her, aber meiner Treu, da ist er ein ganzer Mann.“

Der König besann sich, plötzlich die Hand an die Stirn legend und sprach: „Mein Gott, ja, dieser Mensch ist mir bekannt. Ist er nicht groß, ein langes Gesicht, hübsch, und trägt er nicht einen weißen Wappenrock, auf den Leoparden mit einer Umschrift gestickt sind?“

„Wahrhaftig, Ew. Majestät haben ein bewundernswürdiges Gedächtniß, es ist genau so, wie Sie sagen“, sprach Sir Thomas.

„Ja,“ fuhr der König fort, „ich kenne diesen Mann, ich habe wirklich bemerkt, auf welche Art dieser Ritter seine Pflicht vollbringt. Mein Kommandostab wäre keine Seifenblase werth, wenn er mir entgangen wäre.“

„Ew. Majestät, dessen mich erinnernd, vergaß ich eben, nach seinem Namen zu fragen. Außerdem

hatte ich bei ihm einen Araber getroffen und einen Jagdhund von so großer Schönheit, daß ich kaum glaube, Ew. Majestät hätten unter Ihrer Meute Einen, der sich mit ihm messen könnte."

„Wie, einen Jagdhund?" sagte der König.

„Ich fürchte, ich habe da den Willen Ew. Majestät übertreten, indem ich ihm versprochen habe, ihm für seinen Hund einen Freischein zu geben," sagte de Gilsland.

„Wie, du, Thomas? das thatest du? Weißt du nicht, daß ich solchen Leuten das Halten von Jagdhunden streng verboten habe?" braußte der König auf.

„Nun, Ew. Majestät verzeihen, wenn ich erinnere, daß ich in meinem Amt das Recht habe, Männern von edler Herkunft die Freiheit zu gewähren, sich einen oder zwei Jagdhunde innerhalb des Lagers zu halten, um der edlen Waidmannskunst zu pflegen und überdies wäre es Sünde gewesen, ein so edles Thier, wie des Ritters Hund, zu lähmen oder zu verletzen."

„Ist er denn so hübsch?" fragte Richard.

„Das vollkommenste Geschöpf des Himmels," antwortete der Baron, ein enthusiastischer Jagdliebhaber — „von der edelsten nordischen Raçe, mit tiefer Brust, starkem Schwanz, schwarz von Farbe, scheckig an Brust und Füßen, nicht weißgefleckt, sondern mehr ins Graue schattirt, stark um einen Bullen niederzuwerfen, geschwind, um eine Antelope zu überholen."

Der König lachte über seine Begeisterung. „Gut, du hast ihm die Erlaubniß gegeben, einen Jagdhund zu halten. Das ist die ganze Sache. Sei jedoch künftig weniger freigebig mit unsern Privilegien gegen diese herumziehenden Ritter; sie haben weder Fürsten noch Anführer, an die man sich halten könnte — sie lassen sich nicht lenken — und werden am Ende kein Jagdwild in Palästina überlassen."

Inzwischen war Kenneth zu den königlichen Zelten gelangt. Diese hatten, sowohl den Zeitumständen als dem Charakter des tapfern Königs, der sie bewohnte, angemessen, mehr Kriegerisches als Prächtiges und Königliches in ihrer Beschaffenheit. Das Vorzelt enthielt Angriffs- und Vertheidigungswaffen, manche von sonderbarer und neuerfundener Form und Zusammensetzung; sie waren auf Tischen zerstreut oder lagen ordnungslos umher oder hingen an Pfeilern. Häute von Thieren, die auf der Jagd erlegt waren, sah man auf dem Boden ausgebreitet und auf einem Haufen solcher trockener Felle lagen drei Windhunde von der größten Art und schneeweißer Farbe. Mit mancher Narbe von Klauen und Hauern bezeichnet, verriethen sie ihren Antheil, den sie an den Trophäen gehabt, auf denen sie ruhten. Vor diesem Zelte standen die Wachen, schritten in muthlosem Nachdenken herum oder standen auf ihre Hellebarden gestützt bewegungslos auf ihren Posten, mehr bewaffneten Figuren, als lebenden Kriegsleuten ähnlich. Zwei Offiziere des königlichen Hofstaats waren im vorhin beschriebenen Vor-

gemach; sie hatten schon von Kenneths Ankunft gehört und einer ging, ihn dem Lord von Gilsland zu melden. Dieser öffnete die leichte Thüre weit, winkte Kenneth und sprach, als dieser eintrat:

„Ew. Majestät, das ist der Ritter vom Leoparden, von dem ich erzählt habe.“

Kenneth beugte in der Entfernung von etwa sechs bis sieben Schritten vom Bette, worauf der König lag, das Knie, stand dann auf und harrte geduldig auf die Erlaubniß, sprechen zu dürfen, in ehrerbietiger, doch nicht knechtischer Stellung, so wie es einem Offizier in der Gegenwart seines Fürsten geziemt.

Der König faßte den Ritter scharf ins Auge und sprach dann: „wie ist dein Name?“

„Kenneth vom Leoparden, Ew. Majestät,“ sagte der Schotte.

„Von wem hast du den Ritterorden?“

„Ich erhielt ihn vom Schwerte Wilhelms, des Löwen von Schottland,“ antwortete der Kreuzritter.

„Wohl eine Waffe, würdig und berechtigt, Ehre zu ertheilen“, sagte der König, „auch ist sie auf keine unverdiente Schulter gelegt worden. Wir haben Dich ritterlich und tapfer im Drange der Schlacht gesehen und du hättest noch nicht erfahren, daß deine Verdienste uns bekannt sind, wenn wir nicht eine Frage an Dich zu stellen hätten. Du warst in Jerusalem?“

„Ja, Ew. Majestät;“ sagte Kenneth.

Weshalb und unter welcher Befugniß hast Du diese jetzt so bedenkliche Reise unternommen?" sprach Richard.

„Mein Schildknappe, ein alter tapferer Mann, der mich erzog und väterlich liebt, der letzte von allen Gefährten, die mir aus dem Vaterlande gefolgt, aber bis auf ihn alle vom Tode dahingerafft worden sind, lag an derselben Krankheit, wie Ew. Majestät, aber dem Tode nahe, darnieder. Ich beschloß, weil Waffenstillstand geschlossen worden war, nach Jerusalem zu reisen, die heiligen Orte zu sehen und an ihnen für die Erhaltung eines alten Dieners Gebete und Gelübde zu verrichten."

„Hattest du einen Paß?"

„Ja, von Saladins eigener Hand," sagte Kenneth.

„Nun, und wie kamst du dazu?" fragte der König verwundert.

„Ich wandte mich mit meinem Anliegen an die hohe Rathsversammlung der Fürsten des h. Kreuzzuges; in Folge dessen erhielt ich einen Paß."

„Wie konnte man es wagen, ohne unser Vorwissen für irgend einen Mann einen Paß vom Sultan in Egypten auszuwirken?" sagte der König aufgebracht zu Sir Thomas.

„Ew. Majestät sind krank und es wird ohne Zweifel in der Zeit, seit welcher Sie dem Kriegsrathe beizuwohnen verhindert sind, geschehen sein," sagte de Gilsland.

Es entstand nun eine ziemlich lange Pause, so daß der Schotte Zeit genug hatte, den Ko-

nig von England und seine Lagerwohnung zu betrachten. Verwundert ward er hier nichts von Allem gewahr, was er wohl zu sehen erwartet hatte. Hier erblickte er nur die leinenen Zeltwände, ein paar kleine kostbare Schränke, in denen goldene oder vergoldete Trinkgeschirre standen, ausgenommen. Ein Dutzend sogenannte Einschlagstühle von Eichenholz, die man zusammenlegen konnte, eben solche Tische und des Königs Feldbette, ein eisernes Gestell, auf dem die mit wollenen Decken und feinen Linnen überzogene Matratze lag, bildete das ganze Geräthe. Des Königs Rüstung hing auf einem zu diesem Zwecke eigens verfertigten Gestell. Auf einem Tischchen zu Häupten seines Bettes lag das prachtvolle Schwert, ein dreieckiger Stahlschild, in dem das Wappen von England ciselirt und schwer vergoldet sich zeigte und ein stählener Streitkolben von solchem Gewicht, daß ihn kein anderer Mann, als der König allein zu führen im Stande war.

Nachdem Kenneth dies alles mit Staunen beobachtet hatte, richtete er seine Blicke wieder auf den kranken Monarchen selbst. Das helle blaue Auge des Königs glänzte jetzt doppelt lebhaft und zeigte ein durch Fieber erhöhtes Feuer. Sein blondes Haar war gekräuselt; aber von Schweiß zusammengeklebt, lag es unordentlich um die schöne breite Stirne her. Seine männlichen Züge waren bleich und verriethen die Fortschritte der verzehrenden Krankheit und sein vernachlässigter und ungepflegter Bart hatte Lippen und Kinn über-

wachsen. Sich von einer Seite zur andern werfend, bald die Decke über sich ziehend, bald ungeduldig von sich stoßend, zeigte er in seinen Geberden zugleich die Kraft und die heftige Ungeduld eines Temperamentes, das von Natur nur für die größte Thätigkeit bestimmt war.

„Wohl," sagte der König endlich, als beendete er sein langes Nachdenken laut, „es ist schimpflich genug, daß so tapfere Männer, um nur die heiligen Stätten zu sehen, beim Erbfeinde um Erlaubniß dazu betteln müssen. Dahin hat es die Feigheit dieser verwünschten Franzosen und die Hartköpfigkeit dieser Deutschen gebracht. Und ich liege hier, ein kranker zu Grunde gerichteter Mann, und kann nichts thun, als seufzen über das Elend, dem ich nicht zu steuern vermag. Wenn es dem Himmel gefällt, mich aus diesem verwünschten Bette der Pein und Unthätigtigkeit zu befreien, dann hoffe ich aber strenge Rechnung zu halten."

„Ew. Majestät," sprach Kenneth mit vor Rührung überströmendem Herzen, „ich habe durch Vermittlung eines Heiden zwar, aber eines Mannes, den ich, von seinem Irrglauben abgesehen, zu meinen Freunden zähle — und das will viel sagen — in Jerusalem von einem arabischen Arzte zwei Medikamente für meinen Diener erhalten durch welche derselbe — Gott sei Dank! — vollkommen hergestellt ist. Der alte Mann war schon abgezehrt bis auf die Haut und Knochen; er hatte keine Kraft; aber schon auf den Gebrauch des ihm

gestern gereichten Trankes ist er heute fast wieder genesen. Ich reichte ihm erst vorhin, als mich Lord Gilsland mit seinem Besuch beehrte, den zweiten Trank und er forderte zu essen und schläft jetzt ruhig, wie das Kind an der Mutter Brust."

Der König hörte aufmerksam zu und sprach: „Nun, was weiter?"

„Ich erbiete mich, Ew. Majestät diesen arabischen Medikus zu holen und zweifle nicht, daß er Ew. Majestät mit Gottes Hilfe bald wieder herstellen wird."

„Hast Du es gesehen, Thomas?" sagte der König mit neu aufflammender Hoffnung.

„Ew. Majestät, ich sah einen kranken Mann, dem Ritter Kenneth Arzenei reichte. Er war freilich sehr abgezehrt und elend. Doch ehe ich urtheilen kann, müßte ich ihn erst gesund und kräftig wiedersehen."

„So zweifelst Du an der Geschicklichkeit des arabischen Medikus?" sagte der König.

„Ich zweifle nicht, nur gebe ich Ew. Majestät zu bedenken, daß Sie Ihr Leben nicht einem Ungläubigen anvertrauen können."

Es entstand eine lange Pause.

„Wie, wenn Du Dir von dem Araber die Medikamente nachmals geben ließest und ihm sagtest, sie sollten einem Dir besonders werthen Manne zur Wiedererlangung seiner Gesundheit dienen;" sprach Sir Thomas zu Kenneth, da alle schwiegen.

„Das ist Dir verboten, Kenneth", sprach Richard

Löwenherz heftig. „Nun und nimmermehr darf mit Wissen des Königs von England auch nur die leiseste Unwahrheit gesprochen werden!“

„Ew. Majestät, gestatten Sie mir, sofort abzureisen und binnen heute und drei Tagen soll der Arzt hier sein“, sprach Kenneth dringend.

„Nimmermehr!“ rief Lord de Gilsland. Er riß die Thüre des Zeltes auf und ertheilte den außen befindlichen Offizieren rasch mehrere Befehle.

„Was fällt Euch ein, Lord von Gilsland?“ fragte der König erzürnt.

„Die Erfüllung meiner Pflicht, Ew. Majestät“, sprach der alte Krieger ernst.

„Was habt Ihr gethan? gesteht!“ befahl der König und seine Augen blitzten so gebietend, schleuderten so heiße Feuerflammen des Zornes, daß Kenneth in der That dasselbe Gefühl empfand, als sei er einem erzürnten Löwen nahe, der im Begriff wäre, auf ihn loszustürzen und ihn zu zerreißen.

„Ew. Majestät, ich habe nach dem Leibarzt, dann nach Eurem Beichtvater, nach dem Lord-Kanzler und den Herzogen von Cumberland und Devonshire gesendet.“

„Und warum?“ fragte der König und seine Stimme tönte grimmig und erschütternd aus seiner vor Zorn hochwallenden breiten Brust herauf.

„Bin ich strafbar, Ew. Majestät, so befehlen Sie über meinen Kopf: ich that es, um einem jener ritterlichen Einfälle zuvorzukommen, die Ew. Majestät eigen zu sein pflegen, aber Ihr kostbares Le-

ben ärger als das eines gemeinen Mannes blosstellen und zu dem dieser tollköpfige Schotte Ew. Majestät verleiten will."

„Ha, so kühn bist Du?" schrie der König aufs Aeußerste ergrimmt.

„So besorgt zu sein halte ich für meine Pflicht;" sagte de Vaux und ging mit einem Blicke an Kenneth vorüber, der diesem mehr als tausend Worte sagte.

Der König warf sich in die Brust und sprach, indem er gewaltsam seinen Zorn unterdrückte: „Geh ins Vorgemach, unterhalte die Herren, bis ich Dich sammt ihnen rufen lasse. Du bleibst, Kenneth!"

De Voux biß wüthend die Zähne über einander und verließ das Zelt. Kenneth war vor Erstaunen außer sich über diesen seltsamen Auftritt und stand sprachlos vor dem König. Kaum sah der Monarch aber seinen treuen Diener nicht mehr, so war auch sein Zorn schon wieder verraucht und er sprach:

„Geh, Kenneth, sag' dem Alten, er solle gleich wieder kommen."

Der Ritter verließ das Zelt, begab sich in das Vorgemach und sprach zu dem dort voll Zorn umherrennenden de Voux: „Lord de Gilsland, Sr. Majestät wünschen Euch zu sprechen."

„Du bist ein kecker Bursche", sagte der Lord voll Grimm und maß Kenneth vom Kopfe bis zu Fuße verächtlich.

„Lord de Gilsland, ich sehe aus, wie jeder Kreuzritter, und bin so keck, Euch morgen einen Gang

mit scharfen Waffen anzubieten, „sagte der Leopardenritter mit großer Ruhe.

„Ha!“ rief de Vaux, „Du?“

„Ja, ich!“ sagte Kenneth lächelnd, „und ich denke, Ihr werdet mir nach Eurem Betragen gegen mich so viele Ehre erweisen, es mir nicht abzuschlagen!“

„Bei St. Brandon, ich werde kommen!“ sagte der Lord voll Zorn, „aber wann und wo?“

„Am Strand hinter dem Landungsplatze, bei den Palmen, um eine Zeit, wo Ihr bei Sr. Majestät abkommen könnt,“ sagte Kenneth.

„Ich will dirs eine Stunde vorher wissen lassen“, sprach der Lord, der jetzt ruhiger wurde. Es fiel ihm jetzt ein, wie gar nichts ihn berechtigte, gegen Kenneth so derb und verächtlich aufzutreten und er hätte gerne sich entschuldigt, wäre Kenneth mit seiner Herausforderung weniger rasch gewesen. Allein nach seinen Begriffen konnte die Sache nun nur durch einen Zweikampf noch beigelegt werden. Er verließ also Kenneth und ging hinein zum König. Nach kurzer Zeit wurde dieser durch Lord de Gilsland selbst wieder an das Krankenbette des Monarchen gerufen und der König befahl ihm, seine Reiseabentheuer zu erzählen.

Kenneth that es mit aller Aufrichtigkeit und König Richard ward dadurch sichtbar erheitert. Als unser Freund geendet hatte, ließen sich die obengenannten Personen melden. Wir gehen über die tausend und abermal tausend Bedenklichkeiten hin-

weg, welche gegen Kenneths Vorschlag erhoben wurden und berichten nur, daß der König, der ein großes Zutrauen zu Kenneth gewonnen hatte, diesem befahl, am folgenden Tage unter dem Schutze seines Passes nochmals nach Jerusalem zu reisen und ihm den maurischen Arzt zu bringen. Die Krondiener wurden inzwischen entlassen und Richard befahl Kenneth, noch zu bleiben. Er fragte ihn nun umständlich nach Jerusalem, verglich die Aussagen des Ritters mit einer Karte, die er auf dem Bette vor sich liegen hatte und war so zufrieden mit ihm, daß er einem Diener befahl, für Kenneth eine Kanne Wein aus dem für ihn selbst bestimmten Vorrath in dessen Zelt zu schaffen. Dieses war eine Ehre, die der Ritter zu würdigen wußte. Der König entließ ihn nun und Kenneth stellte beim Abschied die Bitte: erst zwei Stunden nach Tagesanbruch abreisen zu dürfen. Dabei warf er Lord Gilsland einen verständigenden Blick zu. Dieser sagte nun sogleich: „Ew. Majestät, darf ich morgen auf ein paar Stunden im Zelte fehlen?“

„Richard hatte vorhin bereits die feindlichen Blicke bemerkt, welche de Vaux dem Leopardenritter zugeworfen hatte. Er vermuthete sogleich, was sein möchte und sprach zu Kenneth: Was ist's mit euch? Was hast du mit meinem de Vaux?“

Kenneth erröthete und sah den Lord verlegen an. Dieser aber sprach: „Ew. Majestät, ich bin vorhin mit Sir Kenneth zusammengerathen. Ich gestehe ihn beleidigt zu haben und das — veran=

laßt eine Ehrensache, die morgen abgemacht werden soll.

„Bei meinen Ahnen!“ sagte Richard lachend, dacht ichs nicht? Siehst du, Kenneth, da er es nicht durch seine Verbündeten, unsern Beichtvater und unsere Barone, dahin gebracht, daß ich davon abstand, dich nach Jerusalem zu senden, um mir den Medikus herzuschaffen; so will er dir morgen den Hals brechen. Lord de Gilsland, so viel liegt Euch an der Wiederherstellung unserer Gesundheit?“

Diese für de Vaux ganz unglückliche Wendung der Dinge setzte den alten ehrerwerthen Mann außer sich. Er ging rasch auf Kenneth los, bot ihm die Hand und sagte: „Es ist das erste Mal in meinem Leben, Sir, daß ichs thue; bei St. Brandon! lieber hätt' ich mich in Millionen Stücke zerhacken lassen! aber nun kann ich nicht anders: Verzeiht mir! und Gott segne Euch mit Glück auf der Reise!“

Kenneth war gerührt. Er sagte nichts, sondern ergriff die ihm dargebotene mächtige Hand des tapfern alten Mannes, küßte sie ehrerbietig, beugte dann ein Knie vor dem König und sprach: „Ew. Majestät, in einer Stunde bin ich unter Weges! Gott segne Richard von England!“ Dann war er verschwunden.

Der König und de Vaux, dessen narbiges und gefurchtes Angesicht in Folge der letzten Scene und seiner Beschämung noch in Schweiß gebadet war, sahen sich mit liebevollen Blicken an; dann brachen beide in ein herzliches Gelächter aus.

„Was hältst du nun von diesem Schotten, Thomas!“ sagte Richard.

„Bei St. Brandon, er ist ein Leopard, der Löwenblut in den Adern hat; ich wollte er wäre mein Sohn!“ antwortete Lord de Gilsland.

Sechstes Bild.

Richard von England und der Erzherzog von Oesterreich.

Es war gelungen. Der löwenherzige König war wieder hergestellt trotz aller Bedenklichkeiten seiner Prälaten und Barone. Die Arznei des Arabers hatte mehr vermocht, als alle Gelehrsamkeit seiner Leibärzte. Er durchritt wieder das Lager und alle Tapfern und Guten, denen am Fortgang des heiligen Unternehmens in der That etwas gelegen war, schöpften abermals neue Hoffnungen.

Kenneth geleitete den glücklichen königlich beschenkten Arzt bis auf eine vier Meilen vom Lager entfernte Stelle, kehrte dann in das Lager zurück und war von nun an ein täglicher Gast in Richards Umgebungen. Der König hatte viel Gutes mit dem Leopardenritter im Sinne, ohne es sich merken zu lassen und gewann ihn täglich lieber, je mehr gute Eigenschaften er an ihm bemerkte. So schien also Kenneths Glück gegründet und er durfte nur noch

glücklich zur Heimath gelangen, um es zu genießen. Allein zwischen Asiens Küste und den grünen Ufern Britanniens lagen große schauerliche Meere; zwischen heute und jenen fernen Tagen der Zukunft lag noch eine ferne Zeit.

Der König von Frankreich und der Erzherzog von Oesterreich hatten während Richards Krankheit abwechselnd den Oberbefehl über das Heer übernommen. Aber ihr Eifer für die Sache des Kreuzes war erkaltet, so wenig es ihnen auch an Muth und andern fürstlichen Tugenden gebrach. Schon damals begann die Begeisterung der kalten Ueberlegung zu weichen, als man die Folgen der Kreuzzüge erkannte. Europa verblutete an Unternehmungen, welche so wenig Erfolg hatten. Die vornehmsten Familien verarmten, da sie zumeist die ungeheuern Kosten trugen. Die Kraft der Fürsten wurde durch so lange Entfernung aus ihren Ländern geschwächt und das Leben vieler tapferer Männer, welche daheim Säulen der Ordnung im Staate gewesen wären, ging in jenen pesthauchenden Gefilden nutzlos zu Grunde. Die Geistlichkeit bereicherte sich durch unzählige Erbschaften, die ihr in Folge des Aussterben ganzer adeliger Familien zufielen und mit dem Reichthum des Clerus stieg auch seine Macht, wuchsen auch seine Ansprüche. Eine neue Gewalt in den Staaten, von der bisher Niemand gewußt, machte sich jetzt namentlich in Deutschland geltend. Die Reichsstädte, deren gescheidte Bürger sich damit begnügten, zu den Kreuzzügen Söldner zu stellen und

Geldbeiträge zu leisten, keimten zu einer Macht empor und je mehr die Macht der Barone sank, je mehr der Adel an der Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes verblutete, desto höher schwoll die Kraft der reichen und großen Handelsemporien von Italien und Germanien, der Glanzpunkt von Venedig, Livorno, Pisa, Genua, Trient, Augsburg, Nürnberg u. a. m. war gekommen.

Die Fürsten wurden bei dieser Aenderung der Verhältniße bedenklich. Sie sahen ein, daß Palästina auf die Dauer nie behauptet werden könnte. Die Politik aber war bereits so weit vorangeschritten, daß sie den richtigen Grundsatz lehrte: ein magerer Vergleich sei immer noch tausendmal mehr werth und vortheilhafter, als ein blutiger kostspieliger Krieg und seine ungewissen Folgen. Die religiöse Begeisterung machte also plötzlich der kalten Ueberlegung Platz und je näher an Jerusalem, je mehr war das der der Fall.

Allein nicht Alle dachten so und der Widerstreit der Ansichten mußte folglich unter den Kreuzfahrern selbst bedenkliche Reibungen erzeugen.

König Richard Löwenherz flammte für den Gedanken, die Fahne des Kreuzes auf den Zinnen Jerusalems wehen zu sehen. Philipp von Frankreich und Leopold von Oesterreich aber waren entschlossen, dieses mißliche Unternehmen aufzugeben, sobald sich eine Veranlassung fände, welche ihnen Gelegenheit böte, sich mit Ehren zurückzuziehen.

Der schlaue König von Frankreich, dem eine Flotte zu Gebot stand, die ihn und die Seinen in beständiger Verbindung mit der Heimath unterhielt, empfand die Nachtheile dieses schrecklichen Krieges weniger schwer, als der Oestreicher Herzog, dessen Mittel ihm nur wenige Vortheile an die Hand gaben. Der letztere war also ungeduldiger, als der erstere. Sein gerader Sinn ließ ihn weniger Vorsicht gebrauchen bei seinen Aeußerungen und bald erzählte man sich im Lager ohne Scheu: „daß Leopold von Oesterreich die Fahne des Kreuzes verlassen und sich nach Europa zurückbegeben wolle.“

Diese Gerüchte erreichten das Ohr Richards von England und sein Herz schwoll vor Grimm. Er hatte viel auf diese Deutschen gebaut; im östreichischen Heere war ein Kern tapferer, eisenfester Männer. Fehlten diese, so fehlte dem Kreutzfahrerheere eine starke Hand und die zurückblieben, vermochten nicht mehr viel.

Richard sendete einen seiner Barone an Leopold, um dessen Gesinnungen zu erforschen. Der Erzherzog verhehlte nicht, was er dachte und des Königs Zorn stieg mit der Gewißheit, die er über die Absichten des Oestreichers erhielt. Er sprach von nun an verächtlich von Leopold, und man säumte nicht, es diesem zu hinterbringen.

Da ereignete sich folgende Begebenheit, welche den Bruch zwischen beiden Fürsten vollkommen und unheilbar machte.

Mitten im Lager der Engländer war auf einem

kleinen Hügel Englands Fahne aufgepflanzt, die Fahne des obersten Befehlshabers des Kreuzfahrer-heeres. Frankreichs und Oesterreichs Fahnen durften nach einem Uebereinkommen nicht an dieser Stelle aufgesteckt werden. Zwei englische Ritter hielt Tag und Nacht bei dem Panier Wache, damit es nicht verletzt würde.

Ein Gespräch der deutschen Barone an der Mittagstafel des Erzherzogs gab die erste Veranlassung zu der unglücklichen Begebenheit, welche später so traurige Folgen für Richard Löwenherz nach sich zog. Wir gehen über diese Scene hinweg und sehen nun plötzlich den Erzherzog von Oestreich von mehreren Rittern umgeben, die gelbe Fahne mit dem Adler in der Hand, nach dem vorhin erwähnten Hügel, auf dem Englands Fahne stand, hinschreiten. Des Erzherzogs Gesicht war geröthet, wie das eines Menschen der etwas aus Trotz thut, das er selbst nicht billigen, aber, weil einmal begonnen, nicht mehr unterlassen kann. Die ihn begleitenden Ritter dagegen warfen triumphirende und herausfordernde Blicke um sich. Mehrere unter ihnen waren schwer bewaffnet.

Dieser seltsame Aufzug erregte wenig Aufsehen. Es war kurz nach der Mittagszeit und das ganze Lager kam in Bewegung. Der Zug der Oestreicher ging durch eine Gasse von Menschen von denen Niemand wußte, was geschehen würde. Eine unheimliche Stille herrschte trotz des Aufruhrs.

So erreichte Leopold von Oestreich der Stand-

artenhügel. Die zwei gewappneten Ritter von England traten bei diesem Auftritt mit gezogenen Schwertern zu ihrer Fahne, bereit dieselbe zu vertheidigen. Allein Niemand begehrte sich an dem britischen Panier zu vergreifen. Nur Leopold allein stieg, seine Fahne schwingend, hinauf und pflanzte sie, ohne die Ritter zu beachten, auf die Höhe des Walles.

Die Engländer sahen diesem Beginnen erstaunt zu und bemerkten plötzlich, daß zwei geharnischte Deutsche auf dem Hügel erschienen, um gleich ihnen die Fahnenwacht bei dem Panier Oestreichs zu versehen. Dann verschwand Oestreichs Erzherzog und um den Hügel blieb ein großer Menschenhaufe stehen, der sich über diese unerklärliche Begebenheit eben so laut als eifrig unterhielt.

Die Engländer sendeten sofort einen Boten an König Richard ab, um diesen von dem Ereigniß in Kenntniß zu setzen.

Der König, dessen Hauptfehler ein übermäßiger Stolz war, den er selbst gegen ihm an Rang gleiche Fürsten behauptete, gerieth in eine unbändige Wuth. Kenneth und der alte Sir Thomas bemühten sich vergebens, ihn zu beruhigen. „Sagt mir nichts! Ich befehle Euch, kein Wort mit mir zu sprechen;" rief er glühend vor Zorn. „Wer nur eine Sylbe auf die Lippen bringt, ist kein Freund von Richard Plantagenet."

In dieser Zeit kleidete er sich an und bei dem letzten Wort hing er das Schwert um, nahm den Schild und die Streitaxt vom Tische, und stürzte

ohne eine andere Waffe oder Begleitung zu fordern, wie ein Rasender aus dem Zelte hinaus.

„Kenneth" rief de Vaux außer sich, „jetzt gibts ein Unglück. Eile schnell nach Lord Salisburys Quartier und laß ihn seine Leute zusammenrufen und nach dem Standartenhügel schnell ziehen. Dann komm nach."

Kenneth flog, um diesen Befehl zu vollziehen, rief mehreren Rittern zu, indem er dann de Vaux nach eilte: „Folgt mir, der König istin Gefahr!" und lief dann mit solcher Eile durch das Lager, daß er mit de Vaux zugleich bei Richard noch ankam, ehe Plantagenet den Hügel emporstieg.

„Platz für Sr. Majestät von England!" schrie de Vaux und warf mehrere deutsche Landsknechte, die im Wege standen, aus einander. Durch die breite Gasse stieg der König zu den Rittern hinauf, die ehrerbietig die Schwerter vor ihm neigten.

Mit erhobener Streitaxt trat er vor sie hin und sprach: „Bei Eurem Leben, bekennt, hat Jemand die Fahne von England, berührt?"

Niemand, Ew. Majestät!" sagten die Ritter erbleichend.

„Wer hat es gewagt, dieses Panier hier aufzupflanzen? fuhr der König fort.

„Der Erzherzog von Oesterreich."

„Was thatet Ihr, um ihn daran zu hindern?"

„Ew. Majestät, die Ritter haben Befehl, die Fahne von England zu bewachen", sagte Lord de Gilsland, „aber über diesen Punkt haben sie keine

Instruktionen. Bei St. Brandon, ich selbst würde nicht anders gehandelt haben, als sie."

„Mylord von Gilsland, ich befehle Euch, zu schweigen!" sagte der Konig, trat dann auf die Deutschen zu, die zwar nichts verstanden, aber aus seinen wüthenden Gebehrden schlossen, was er Schreckliches brüte. Sie stellten sich als tapfere Männer vor ihre Fahne und streckten dem König drohend ihre Schwerter entgegen. Der erzürnte Richard erhob den Arm mit der Axt und, wie vom Blitze niedergeschmettert, stürzte der eine Ritter zu Boden. Den Andern griff der König mit dem Schwert an, parirte dessen vorgehaltene Klinge, packte ihn rasch am Panzer und warf ihn rücklings über den Hügel hinab, daß er bis zu dem Menschenhaufen hinabrollte, der starr vor Entsetzen unten am Fuße des Hügels stand, und diesen beklagenswerthen Auftritt ansah. Dann riß der König die östreichische Fahne aus der Erde, zersplitterte den Schaft, warf die Fahne auf den Boden, trat sie mit Füßen und blieb so stehen.

Der Erzherzog war noch keine hundert Schritte entfernt, als er plötzlich das Geschrei der Menschen vernahm und aus der Ferne, ohne Richard Löwenherz zu erkennen, die Vernichtung seines Paniers mit ansah. Aufs Aeußerste beschämt rief er: „Ruft alles unter die Waffen, diese Schmach muß mit Blut abgewaschen wenden." Dann setzte er sich mit seinen Begleitern in Lauf und langte unten am Hü-

gel an, den so eben Lord Salisbury mit seinen geharschnischten Reitern umschloß.

„Zurück!“ fuhr der Lord den mit gezogenem Schwert heranspringenden Erzherzog an.

„Mach Platz, oder ich haue Dich in Stücken! rief der Erzherzog. Im nächsten Augenblicke kreuzten sich die Schwerter der Deutschen mit dem der Engländer. Wilde Rufe, Flüche, Schimpfworte, Waffengeklirr schallten durcheinander; Staub wirbelte empor und eine heiße Schlacht schien zu entbrennen.

Allein was vermochten die wenigen Deutschen gegen viele hundert Engländer? Sie wurden zurückgedrängt und wären fast niedergehauen worden, hätte nicht der besonnene Lord de Gilsland verbunden mit den Bemühungen des zu Leopolds Glücke eben hinzukommenden Bischofs von Chartres dem Gemetzel mit Mühe Einhalt gethan.

„Frieden! Frieden! Frieden des Kreuzes“ rief der ehrwürdige Bischof, den sein Weg glücklicher Weise an diesem Orte des Schreckens vorübergeführt; — „Frieden der heiligen Kirche und unseres heiligen Vaters, des Papstes.“

Mit diesen Worten öffnete er sich durch die Reihen der Krieger einen Weg zu Richard Löwenherz, der noch immer mit dem linken Fuße auf der zerrissenen und zertrümmerten Standarte stand und mit nicht völlig gesättigter Rachgier dem Mordgetümmel zusah.

Bei dem Erscheinen des ehrwürdigen Prälaten schwieg das Toben der Menschenmassen und als ob er hier zu befehlen hätte, sprach er zu König Richard:

„Ew. Majestät, ich sehe mit blutendem Herzen eine That, die, nun einmal geschehen, nur von Fürsten und **unter** Fürsten ausgeglichen werden kann. Möge es Ew. Majestät als dem obersten Kriegshauptmann in diesem zu Gottes Ehre unternommenen heiligen Kriege gefallen, das Beispiel der Unordnung nicht weiter zu treiben, damit die ohnehin gelockerten Bande des Gehorsams unter dem Kriegsvolke nicht ganz zerissen werden.“

Richard erwachte, so mild angeredet, wieder aus der Raserei und Betäubung, die ihn befallen. Er zog den Fuß von dem zertretenen und so schwer beschimpften Banner zurück und sprach:

„Ich will Ordnung herstellen; ehrwürdiger Vater!“ Dann trat er vor und erhob die Hand befehlend. Es lag eine Majestät in seinem Wesen, die augenblicklich jeden zur Rede geöffneten Mund schloß, jede Bewegung der herbeigerittenen und noch herzueilenden Tausende hemmte. Eine schauerliche Stille lagerte sich über den großen weiten Raum und König Richard sprach:

„Kreuzfahrer, ich, Euer oberster Bannerherr, König Plantagenet von England, befehle Euch, verlaßt diesen Platz still und begebt Euch auf zwei Stunden in Eure Zelte. Nur die Könige und Fürsten lade ich ein. Wer diesem Befehl nicht gehorcht, den

verbanne und verurtheile ich kraft meiner Gewalt, daß er heute noch aller Ehren bar sei und sein Haupt unter dem Henkerbeile falle. Geht in Frieden!“

Im Augenblick maschirte Lord Salisbury mit seinen Reitern ab, und die Menschenmasse zerstreute sich nach allen Seiten. Einsam stand unten der Herzog von Oestreich. Zwei Wächter trugen den noch immer ohnmächtigen Fahnenwächter davon. Der Ritter, den des Königs Axtwurf getroffen, lag noch auf der Stelle, wo er gefallen war. Das Stahlbeil hatte ihm den Brustharnisch und die Brust so zerschmettert, daß er im Sterben lag. Der Lord de Gilsland und Kenneth schnallten ihm den Panzer ab, um dem Sterbenden seine Leiden zu lindern. Kenneth kniete hin und ließ ihn, indem er ihn unter den Armen hielt, an seine Brust lehnen. Der edle de Vaux ging zu dem traurig vor sich niederblickenden Erzbischof und sprach: Hochwürdigster Herr, wollt Ihr nicht dem Sterbenden die Beicht abnehmen?“

Der Erzbischof eilte sogleich hin, nahm das mit Brillanten besetzte Cruzifix von der Brust ab, kniete vor den röchelnden Ritter, ertheilte ihm die Absolution, reichte ihm eine Hostie, deren er mehrere bei sich trug und verichtete selbst die letzten Gebete für ihn. Kaum vermochte er das noch, so starb der Unglückliche.

Während das geschah, stand König Richar bei der Fahne von England, das leuchtende Schwert

gezogen, wie ein Cherub des Verderbens. Noch blitzten seine Augen vor Zorn; noch bebte jede Fiber an ihm. Man konnte diese bleiche Heldengestalt nicht ohne Schauder ansehen.

Da erschien der König von Frankreich, sprang herunter vom Rosse und kam, während de Vaux und Kenneth den Leichnam bei Seite trugen, mit langsamen Schritten und besorgter Miene heran.

„O königlicher Bruder von England," sagte dieser durch großen Verstand eben so sehr, als durch Ruhe und Besonnenheit sich auszeichnende Monarch, „sollte es wahr sein, was man mir gesagt? Ihr hättet das Banner von Oestreich zerbrochen und und dasselbe mit Euern Füssen in den Staub getreten?"

Statt der Antwort deutete Löwenherz auf das am Boden liegende Banner.

„Was ist geschehen, Majestät, das Euch zu solcher Frevelthat bringen konnte?" sagte der König von Frankreich, während der Erzherzog von Oestreich vom Bischof von Chartres geführt, sich widerstrebend näherte.

„Es ist geschehen," sagte Richard Plantagenet, indem er das Schwert in die Scheide steckte. „Es mußte geschehen, was geschah. Die Fahne von England duldet hier keine andere neben sich, so wenig, als Englands König als Oberherrn in diesem Kriege je einem zweiten das Recht einräumte, hier zu befehlen, so lange diese Heere auf dem Boden von Palästina sind."

„Ew. Majestät von Frankreich," sagte der Erzherzog, in dem eine unbändige Wuth kochte, mit bebender Stimme, „hier liegt das Banner meines Hauses vor Euern Füßen in den Staub getreten. Ich berufe mich im Angesichte der Welt auf Euer Zeugniß und das dieses heiligen Prälaten über diese schändliche Zertrümmerung von Oestreichs Ehre. Die Folgen auf das Haupt des Frevlers, dieses Königs von England."

„Trotz sei dir geboten, Erzherzog von Oestreich!' sagte Richard, und schlug mit der Rechten an sein Schwert.

„Warum pflanztest du, lieber Bruder von Oestreich, dein Banner hier auf?" sagte Philipp.

„Zum Zeichen, daß ich heute den Oberbefehl über meine Deutschen selbst übernehme und weil ich an Rang diesem König von England nicht nachstehe;" sagte der Erzherzog stolz.

„Mir gleich an Rang?" sagte König Richard, und lachte so höhnisch und laut, daß es weit umher an den Wänden der Zelte wiederhallte.

„Mein Gott, Ew. Majestät und Ihr, durchlauchtigster Erzherzog, erinnert Euch, daß Gottfried, der Jerusalem eroberte, hier keine Krone nahm, weil Christus, Gottes Sohn hier eine Dornenkrone getragen;" sagte der fromme Bischof schaudernd. „Wie mögt Ihr hier, beide so große und mächtige Fürsten, um Dinge streiten, die in diesem Lande, wo der Erlöser für uns alle litt und starb, gar nicht zur Geltung gebracht werden dürfen?"

„Ich bin Bannerherr der Kreuzfahrer. Ich beuge mich vor Gott und führe zu seiner Ehre diesen Krieg," sagte König Richard stolz. „Ich dulde nicht, daß neben meinem Banner sich ein zweites auf gleicher Stufe erhebe, und bei Gott! pflanztest du, königlicher Bruder von Frankreich, in dieser Stunde deine Fahne neben der meinigen auf, so wollte ich sie so zertrümmern und in den Staub treten, wie diese Fahne von Oestreich."

Der König von Frankreich biß sich auf die Lippe und sprach dann: „Ew. Majestät von England, von diesem Augenblick an werde ich als König von Frankreich meine Truppen selbst commandiren, wie der hier gegenwärtige Erzherzog von Oestreich die seinen und die übrigen Deutschen. An ein gemeinsames Zusammenwirken zum Siege des Kreuzes kann unter diesen Umständen nicht mehr gedacht werden, bis ein neuer oberster Heerführer gewählt ist. Lebt wohl!"

Die Könige von Frankreich und England nahmen förmlich von einander Abschied und der König von Frankreich verbarg unter einem Anschein von Höflichkeit den Groll, den er gegen Richard Plantagenet empfand. Zwei Tage später landete eine französische Flotte mit Proviant und frischen Truppen. Philipp von Frankreich aber ging, des unerträglichen Stolzes und der Leidenschaftlichkeit des Königs von England müde, sofort zu Schiffe und nur die vereinigten Bitten sämmtlicher, auch der englischen Prälaten und Barone hatten ihn ver-

mocht, zehn tausend Mann im Lager zurück zu lassen zur Verfolgung des großen Zweckes. Auch der Erzherzog von Oestreich zog sich bald zurück, überließ es aber jenen von seinen Truppen, welche bleiben wollten, noch ferner beim Heere zu verweilen.

Siebentes Bild.

Ein Reitergefecht aus dem Kreuzzuge des Königs Richard Löwenherz.

Unsere Erzählung führt uns jetzt über einen ziemlich langen Zeitraum hinweg, binnen welchem die Kreuzfahrer nur geringe Fortschritte in ihrem Unternehmen, das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gemacht hatten. König Richard war nach dem Abzuge der Oestreicher und des Königs von Frankreich mehr unumschränkt in seinen Unternehmungen als oberster Feldherr und sein heldenmüthiger Geist schien allen Theilnehmern am Kreuzzuge neue Thatkraft, neuen Eifer für die heilige Sache einzuflößen. So verwandelte sich der Verdruß über die abgezogenen Bundestruppen in höhere Freude am blutigen Werke des Krieges und wenn auch das Heer an Zahl geschmolzen war, wenn auch der blendende Schimmer fürstlicher Größe nun vermißt wurde, wenn auch die reichen Zufuhren

aus Frankreich nun plötzlich aufhörten; so war doch die innere Einheit in den kriegerischen Unternehmungen und die dadurch erzeugte größere Kraft ein mehr als hinlänglicher Ersatz.

Die Schwärme sarazenischer Krieger, welche das christliche Lager stets umgaben und beunruhigten, einmal schwer zu treffen, war der sehnlichste Wunsch des englischen Königs. Bei den Gefechten befahl er daher, möglichst darnach zu trachten, daß eine gute Anzahl der flinken arabischen Pferde eingefangen werde, eine keineswegs leichte Aufgabe. Doch gelang endlich durch List, was auf anderem Wege unmöglich war und als nur einmal etwa hundert der tapfersten Ritter mit arabischen Pferden versehen waren, nahm die Sache einen rascheren Fortgang.

König Richard befahl nun, eine am Gebirge gelegne sarazenische Ortschaft wegzunehmen, woselbst Saladin reiche Vorräthe für seine Reitermassen aufgehäuft hatte. Dieser Ort war zwar schlecht befestigt, aber durch seine Lage schon ziemlich haltbar und so der Mittelpunkt der sarazenischen Bewegungen gegen Jean d'Acre und das Heer der Kreuzfahrer.

Eine Abtheilung von drei tausend Reitern, unter denen tausend auserlesene auf arabischen Pferden reitende Ritter, die Blüthe des englischen und französischen Adels sowie der Ritterorden, war, setzte sich eines Morgens gegen Nordosten in Bewegung, um den Befehl des Königs auszuführen. Die Rit-

ter, welche leichte Pferde hatten, ritten verborgen durch die auf den Flanken aufgestellten Geharnischten; aber die Ordnung des Zuges war so trefflich eingerichtet, daß die Leichtberittenen auf allen Seiten plötzlich hervorbrechen konnten, ohne daß eine Störung eintrat, ja daß sie an den Geharnischten einen starken Rückhalt hatten, in den sie sich bei etwa vorkommender Uebermacht wie in eine feste Burg zurückziehen konnten.

König Richard hatte seinen Kriegern verschiedene Anweisungen ertheilt, welche sie beim Zusammentreffen mit den Sarazenen beobachten sollten. Diese Rathschläge beruhten auf einer durch lange Erfahrungen erworbenen Kenntniß der sarazenischen Kriegsweise und waren so schlau berechnet, daß sie in der That ein Zeugniß von den außerordentlichen Feldherrntalenten ihres Erfinders gaben.

Die Reitercolonne setzte sich um Mitternacht bei hellem Mondscheine ohne Geräusch in Bewegung. Den ganzen Zug führte der Comthur der Tempelherren, ein durch große Besonnenheit und Kriegskunst ausgezeichneter Feldherr, während die einzelnen Abtheilungen sowohl der schwerbewaffneten als auch jene der leichten Reiterei wieder unter besonderen Führern stunden.

Eine der auserlesensten Schaaren, die durchgängig mit den trefflichsten arabischen Hengsten versehen war, stand unter der Oberleitung des Ritters Kenneth, den Richard Löwenherz aus unsern Lesern bekannten Gründen insbesondere aber seiner

anerkannten Tapferkeit wegen sehr auszeichnete. Unter sein Banner hatte sich eine Anzahl junger englischer und schottischer Ritter gestellt und so gewährte sie einen eben so artigen als vielversprechenden Anblick. Als sie beim Auszuge an dem König vorüber ritten, rief Richard den vor ihm salutirenden Rittern zu: „Wahrt mir die Ehre Englands!“ Ein feuriges Hoch ertönte aus den Reihen der muthigen Schaar.

Die Reitermassen erreichten gegen Morgen das hügelige Wüstenland in der Gegend des heutigen Sephori; hier ließ die reichere Bewässerung des Bodens nach; dürre Sandgefilde breiteten sich, von eben so kahlen, aber felsigen Hügeln und Anhöhen unterbrochen, nach allen Seiten aus und als die Sonne aufstieg, glänzten ihre Strahlen über die öden Wipfel des Gebirges von Samaria herüber.

Man war nun in einem Terain angelangt, wo man den Feind zu treffen erwarten durfte. Aus diesem Grunde befahl der Comthur unserem Kenneth, mit seiner Schaar voranzureiten und die Umgegend zu durchspähen. Der schöne Reiterhaufen brach aus den Geharnischten hervor und flog gleich einer rollenden Lawine durch das Thal hin, bis er den Fuß der Hügel erreichte. Hier zersplitterte er, während das Heer langsam fortrückte, auf ein gegebenes Zeichen hin in Trümmer, die sich einen Augenblick auf dem Kamm der Hügelkette hin- und herbewegten und dann verschwanden.

Allein nicht lange dauerte dieser Zustand der

Ungewißheit, so flogen die zerstreuten Reiter von allen Seiten nach der Kuppe eines Hügels, wo sie sich sammelten und hielten. Einer aber kam mit der Eile des Vogels herab zum Comthur und erstattete ihm Bericht.

Dieser ertheilte sogleich mit dem Horn das Zeichen, daß sich die Reiter kampffertig machen sollten und dieses wurde unmittelbar nachher in allen Abtheilungen des Heeres wiederholt. Diese treffliche Einrichtung hatte zur Folge, daß wenige Minuten nachher Jedermann in der besten Verfassung war, von seinen Waffen Gebrauch zu machen. In solchem Zustande zog das Reiterheer auf den Rücken der Anhöhe hinauf, deren Fuß sie jetzt erreicht und man bemerkte jetzt, daß man eine weite sandbedeckte Fläche vor sich hatte. In einer Entfernung von mehr als einer Stunde erblickte man dunkle Massen, welche sich sehr schnell im Bezirk der Wüste herum bewegten. Geübte Augen erkannten sie für die einzelnen Abtheilungen einer eben so zahlreichen als wohlberittenen Reiterei, die den Kreuzfahrern weit überlegen war. Nach den starken und häufigen Lichtmassen, welche die Strahlen der über den Gebirgen aufgehenden Sonne zurück warfen, zu urtheilen, mußten viele wo nicht die meisten von ihnen gewaffnet sein. Die Reitermassen waren nach Osten zu am dichtesten. Allein bei einer Umschau nach allen Himmelsgegenden erblickte man auch dort überall Reiterei und das Kreuzfahrerheer war also vollkommen eingeschlossen, der Rückweg nach Acre abgesperrt.

„Sie haben uns also dennoch beobachtet" sagte der Comthur zu den ihn umgebenden Fürsten. „Ja diese Falken der Wüste sind scharfsichtig und wachsam, und Saladin weiß zu handeln. Wohlan! Ihr Herren, nun haben wir sie vor uns, jetzt werdet Ihr ihre Künste kennen lernen. Gott gebe nur, daß wir sie in den Bereich unserer Schwerter bringen; an blutigen Köpfen wirds dann bei St. Dionys nicht fehlen."

Kenneth zog nun mit seiner Schaar durch eine Oeffnung in das Innere dieses Reiterphalanx, der sich langsam nach der Ebene hinbewegte, da der Kampf von der Spitze des Hügels aus den Leitern nicht bequem und vortheilhaft war.

Man hatte die Kreuzfahrer jenseits schon bemerkt und plötzlich zerstäubten mehrere nun bis auf eine Viertelstunde Entfernung herangekommene Reiterhaufen und diese Massen wilder Krieger nahten in Staubwolken eingehüllt mit furchtbaren Schlachtgeschrei „Alah! Alah!" dem Kreuzfahrerheere, sendeten aus einer Entfernung von etwa dreißig bis vierzig Schritten ihre Pfeile und Wurfspieße herüber und zogen sich dann eben so schnell wieder zurück.

Dieser einem Hagelschauer gleichende erste Anfall schien also, wie die Brandung von der Felswand, ohne weitere Folgen von dem Kreuzfahrerheere zurückgeworfen zu sein, als daß hie und da Einer eine leichte Wunde erhielt, der nicht vorsichtig genug sich gegen den Pfeilhagel geschützt. Man hörte nur das Knacken der auf die Schilde,

Helme und Harnische aufschlagenden Wurfspieße; aber kein Ruf antwortete; Grabesstille herrschte in den dunklen Reihen der christlichen Krieger, die stets mit derselben Ruhe ihres Weges fortzogen.

Endlich ertönte ein neuer Hornklang und als diesem wieder die Hörner aus den andern Abtheilungen der Reitermasse geantwortet hatten, bildete dieselbe, indem sie sich mit großer Ordnung nach allen Seiten dehnte, plötzlich ein ungeheures Viereck, das nun von allen Seiten dem Feinde die Spitze bieten konnte, und stand auf dem Platze still.

Es war gerade Zeit gewesen, daß dieses geschah, denn einen Augenblick nach der Verwandlung des Manövers ertönte von allen Seiten der Kriegsruf der Sarazenen, die nun in dichten Schwärmen heranwirbelten. Wolken von Pfeilen flogen herüber unter gräßlichem Geschrei; vom Hufschlag der Rosse zitterte der Boden und das scharfe Klingen der Waffen drang mitten hindurch wie fernen Glockenklang durch das Rauschen des Waldes. Aber zum Angriffe mit dem Schwerte wagte sich Keiner heran. Eben so wenig gestattete der Comthur, daß die Kreuzfahrer angreifen durften. Erst wollte er die Sarazenen ihre Pferde erhitzen und abmatten lassen, erst sie sicherer machen und zu größerer Keckheit antreiben, ehe er seinen Leichtberittenen Befehl zum Angriffe ertheilte. In der That machte diese Ruhe die flüchtigen Feinde erst betroffen, dann ungeduldig, endlich keck, so daß manche fast an den Spitzen der ihnen entgegengestreckten Lanzen hinstreiften und im Vor-

überfliegen den Kreuzfahrern höhnische Geberden zeigten oder ihnen in der allgemein bekannten lingua franca Spottreden über ihre Feigheit zu schleuderten. Immer dichter und näher strömten nun die Wogen der Sarazenen heran, immer furchtbarer wurde ihr Schlachtgeschrei, immer finsterer die Luft von den unter den Schlägen der zahllosen Rosshufe aufgewirbelten Staubwolken, so daß in diesem sinnverwirrenden Schlachtgewühl fahle Nacht sich auf das Heer der Kreuzfahrer lagerte und diese — selbst eine gewitterschwangere unheilvolle Wolke — mit Finsterniß zu bedecken drohte.

Da ertönte plötzlich ein heller Trompetenklang durch das wirre gräuliche Geschrei der Muselmänner. Eine — die erste — Bewegung der bis dahin unerschütterlich feststehenden Reihen der Kreuzfahrer wurde von den ganz nahe in dichten Schwärmen herumwirbelnden Sarazenen entweder gar nicht bemerkt, oder für Anstalt zur Flucht oder zum Rückzuge gehalten. Die Reihen öffneten sich und wie die Wasser tobend und rasend aus einem Dammbruche in das wallende Saatfeld der Flur einbrechen, so strömten nun plötzlich die leichtbewaffneten Ritter hinaus in das von ihnen mit Entsetzen zurückweichende Getümmel der Sarazenen, mit eingelegten Lanzen die ersten niederrennend, daß Roß und Mann in schrecklichem Fall über einander hinrollten. Ueber die Gefallenen hin ging der verheerende Sturm auf die dichteren Massen los und unter dem Ruf: „Jesus Christus hilf uns!“ begann ein schreckliches

Gemetzel. Die von hinten nachdrängende Massen der Sarazenen hinderten die den Reitern nahen an der Flucht und da die Reiter einer strengen ihnen ertheilten Weisung zu Folge nur zur Hälfte verfolgten, zur andern Hälfte aber von der linken Seite auf die Sarazenen anstürmten, während die größere Masse der Schwerbewaffneten sich nach der Rechten einem Halbmond ähnlich rasch in Bewegung setzte, so gelang es, einen Haufen von mehr als eilf hundert Sarazenen abzuschneiden und zu umringen. Die Reihen der Schwerbewaffneten öffneten sich den entsetzten Muselmännern, die von allen Seiten die langen Schwerter blitzen sahen, von allen Seiten die wilden gebräunten Gesichter der Kreuzfahrer aus ihren Eisenrüstungen hervorblitzen und ihnen ihren gräulichen Schlachtruf: Hilf, Herr Jesu Christe! sich entgegenrauschen hörten. Der eiserne Ring schloß sich um sie; an ein Durchbrechen war nicht mehr zu denken. Draußen aber fraß das christliche Schwert Muselmänner in Menge. Kein Mensch war im Stande, zu sagen, welch ein Ende dieses gräuliche Gemetzel nehmen werde. Man hörte da nichts als Wuthgeschrei, Schwerterklang, Krachen, Stampfen der sich bäumenden und überstürzenden Rosse und der Ruf: Hilf Christe! kreuzte sich auf wahnsinnerregende Weise mit dem Alah! Alah! denn die Sarazenen eilten nun heran, um zur Rettung der Ihren gegen ihre Gewohnheit den Kampf Mann gegen Mann zu versuchen. Das war eine Wollust für diese langgeneckten Europäer, nun einmal diese flüch-

tigen Feinde unter der Faust und im Bereich ihrer Schwerter zu haben! Ha! wie flogen da Arme und Beine abgehackt herunter, wie stürzten Mahomeds Kinder unter der Wucht der europäischen Hiebe verzweifelnd nieder! Da half kein Flehen zum Lügenpropheten, da kostete es Blut und endlich floh, was noch zu fliehen vermochte in ungeheuerem Schreck, verfolgt von den Leichtberittenen, die des Mordens und Hinschlachtens nicht satt werden konnten. Vergebens rief der immer wachsame Komthur sie zurück; die junge Schaar jagte den in entsetzlicher Angst davonjagenden Sarazenen nach, und metzelte, ihnen immer auf der Ferse, fort und fort nieder. Selbst Kenneth, sonst so besonnen, ließ nicht eher nach, bis er in weiter Entfernung die christlichen Reiter auf der Anhöhe halten sah. Nun entlockte er, nachdem er abgelassen, seinem Horn langanhaltende starke Töne und wahrlich, es war Zeit, denn schon sammelten sich zwischen seinem kleinen Haufen und dem größerem Heere abermals zahlreiche Schwärme, um ihm dem Rückzug abzuschneiden. Aber jetzt waren die bluttriefenden Kreuzfahrer beisammen und Kenneth trat eilig mit ihnen den Rückzug an. Die Haufen der ihnen entgegenstehenden Sarazenen flogen entsetzt aus einander, und in wenigen Minuten hatten die Ritter auf ihren flüchtigen Rossen den Abhang erreicht, wo sie sich zur Rechten des großen Heeres sammelten und ordneten.

Die inneren Reihen der Schwerbewaffneten hatten

sich inzwischen gegen die Eingeschlossenen, eine Anzahl von eilfhundert Sarazenen gewendet, unter denen sich, wie man nun sah, mehrere sehr vornehme Befehlshaber befanden. Verzweiflungsvoll sahen sich diese nach einem Ausweg um und endlich versuchten sie noch durch einen verzweifelten Kampf, sich durchzuschlagen. Allein dieses veranlaßte nur unnützes Blutvergießen und nachdem eine Anzahl von ihnen erstochen oder niedergehauen worden war, ergaben sich die andern ohne ferneren Versuch zum Widerstand.

Sie mußten sich nun in Reihen ordnen, absitzen, ihre Pferde zusammen koppeln, ihre Waffen ablegen, zusammenpacken und wurden dann durch Ketten aneinander gefesselt. Da man eine so große Anzahl von Gefangenen nicht transportiren konnte, so machte das ganze Heer eine rückgängige Bewegung. Die leichtberittenen Ritter deckten den Rückzug gegen die durch ihre Verluste rasend und durch das schreckliche Gemetzel scheu gemachten Sarazenen und so kam das Heer des Abends an einem Flusse kaum drei Stunden von St. Jean d'Acre an. Hier erregte die Nachricht von dem erfochtenen großen Siege, welche ein Bote dorthin überbrachte, die größte Freude. Richard sendete eine starke Reiterei und Fußvolk zum Transport der Gefangenen und die erste Nacht nach dem Auszuge der Reiter wurde also kaum drei Stunden entfernt vom Hauptheere zugebracht.

Achtes Bild.

Kenneth fällt den Sarazenen in die Hände.

Unter all denen, welche sich bei den vorhin erzählten Begebenheiten durch besondern Muth und große Tapferkeit auszeichneten, ragte Kenneth hervor. Er war den Sarazenen bereits bekannt; und der Name des Rittes vom Leoparden war so gefürchtet bei ihnen, daß sein bloßes Nennen hinreichte, um selbst den Tapfersten und Entschlossensten geheimes Grauen einzuflößen. Unter den dreizehn hundert Leichen und Verwundeten, welche nach dem Gefecht bei Sephori auf dem Platze liegen geblieben waren, hatten die ihre Todten beerdigenden Muselmänner einen Mann gefunden, der vom Haupte bis zur Herzgrube durch einen gräßlichen Schwerhieb in zwei fast ganz gleiche Hälften gespalten war*). Viele Sarazenen behaupteten nun, König Richard müsse unter den Rittern gewesen sein, denn niemand, als Melec Ric — so nannten sie den Gefürchteten — vermöge so furchtbare Schwerthiebe zu führen. Allein viele, die jenem Gefecht entronnen waren, versicherten einstimmig, dieser Mann sei von einem Ritter, der einen Leoparden im

*) eine Thatsache, die von mehreren Schriftstellern, z. B. von Raumer, behauptet und bestätigt wird.

Schilde führte, getödtet worden. Man brachte den Leichnam zu Saladin und erzählte diesem von jenem schrecklichen Kämpfer. Saladin erstaunte und versprach: er wolle diejenigen, denen es gelänge, ihm jenen Leopardenritter lebend zu überliefern, fürstlich belohnen. Wäre Kenneths Bekannter, der Emir, zugegen gewesen, er würde in der That diese Waffenthat seines ritterlichen Gegners haben bestätigen können.

Der Sultan reiste nicht lange nach jenem Gefechte nach Damascus, während die Kreuzfahrer endlich den Flecken Nassara (das alte Nazareth) erreichten und hier eine eben so schwierige als gefährliche Stellnng einnahmen. Nassara liegt etwa vier Stunden von der Jordanebene entfernt zwischen Bergen voll Wein und Olivenbäumen, also in einer ziemlich fruchtbaren Gegend. Nicht weit davon hebt der schöne Berg Gottes Tabor sein fruchtbares Haupt empor aus der schönen Ebene von Esdrelon. Hier fanden sich Lebensmittel für Menschen und Futter für Pferde in Menge; nur lag die Schwierigkeit, sie zu erhalten, darin, daß sie von den Sarazenen um Blut erkauft werden mußten, denn Saladin hatte die Vorräthe, die er in Nassara aufgehäuft, wegräumen lassen, sobald er die Absicht der Kreuzfahrer, diese Stadt wegzunehmen, errieth, was bald geschehen war.

Die nun ziemlich starke arabisch berittene Reiterei unternahm von hier aus Streifzüge nach allen Gegenden, und zwar hauptsächlich, um Lebensmittel zu

erhalten, dann aber auch in der Nebenabsicht, die Sarazenen zu züchtigen und mit dem Hauptheer Verbindungen zu haben, die beständig durch die umherstreifenden sarazenischen Reiterhaufen gestört wurden.

Einen dieser Streifzüge führte der Ritter vom Leoparden und diesem gegenüber standen beständig einige ausgezeichnet berittene Emire, welche jede Bewegung unsers Freundes scharf und sorgfältig beobachteten. Bei langen Kriegen lernen die berühmtesten oft auf dem Schlachtfelde einander gegenüberstehender Streiter sich gegenseitig kennen und ein solches Zusammentreffen reizt dann allemal die Kräfte zur erhöheten Thätigkeit auf. Allein dem schlauen Kenneth beizukommen war fast unmöglich.

Eines Tages zog unser Freund mit seiner Schaar am Fuße des Berges Tabor hin. Zur Seite lagen lichte Gebüsche, die überall durchsichtig waren und die Ebene am Berge war heute leer von Sarazenen, die sie sonst gleich Wespen durchstreiften. Nach einem Marsche von einigen Stunden erreichten die Reiter ein Dorf. Sie zogen vorsichtig in dasselbe, untersuchten es trotz den Versicherungen der Einwohner, daß kein Sarazene anwesend sei und waren eben im Begriffe, sich wieder zu entfernen, als plötzlich einer der ausgestellten Posten erschien und die Nachricht brachte: die ganze Gegend wimmle von Sarazenen und besonders der Rückweg nach Nassara wäre schon durch dieselben abgeschnitten.

In solcher Noth waren die Kreuzfahrer oft schon gewesen; allein Schlauheit und frischer Muth hatte sie auch oft schon, namentlich aber unsern Freund Kenneth, daraus befreit. Dieser wurde deshalb durch die unter allen Umständen bedenkliche Lage, in welcher er sich befand, nicht in Furcht gesetzt, sondern vielmehr zu erhöhter Thatkraft angespornt. Er ließ sogleich satteln und befahl, die aufgebrachten Vorräthe zurückzulassen, damit die Ritter ihre ganze Kraft dem Kampfe zuwenden könnten.

So brach denn die kleine nur aus achtzig Rittern bestehende Schaar auf, erreichte das freie Feld und zog daselbst langsam ihres Weges, als bemerke sie keinen Feind. Kenneths Absicht aber ging dahin, sich im Falle eines Angriffes gegen den Berg Tabor zu wenden, woselbst am Fuße waldige lichte Gebüsche ihm mancherlei Vortheil gewährten, dagegen der großen Anzahl der Sarazenen hinderlich sein mußten. Gelang es ihm, sich dorthin zu schlagen, so war Hoffnung vorhanden, in die Nähe von Nassara zu kommen, woselbst es dann an Hilfe nicht fehlen konnte. Bei einem Kampfe im freien Felde aber mußten die Ritter der Uebermacht erliegen. Ach! der Arme wußte nicht, daß jene Gebüsche schon von dichten Massen von Arabern wimmelten; er wußte nicht, daß ihm der ganze heutige Angriff galt, daß die Sarazenen es allein auf seine Person abgesehen hatten.

Bald kamen die Sarazenen näher; ihr Kriegsgeschrei aus tausend Kehlen schallte heute heller; es

war fast ein Jubelton, als sie Kenneth bemerkten, der mit hochgehobenem Schild vor dem Haufen ritt und nun seinen Kriegsruf „Jesus Christus!“ mächtig ertönen ließ. Vor dem kleinen Haufen der christlichen Krieger stäubten die Sarazenen wie Spreu auseinander. Kaum hatte Kenneth den ersten Angriff überwunden, so rief er in gutem Altenglisch: „Nach dem Berge! Suche Jeder einen Weg in die Gebüsche; sie sind so gut wie Verschanzungen. In ihnen wollen wir langsam nach der Stadt uns hinziehen. Haltet Euch fest zusammen!“

Die Bahn nach dem Berge war frei; im Fluge ging es dahin. Kenneth war der erste am Gehölz Er gab seinem Araber die Sporen und dieser flog über die niedern Gebüsche hinein zwischen zwei mächtige Cypressen. Die Ritter langten nach ihm an und drangen alle auf verschiedenen Wegen in die Gebüsche ein. Allein plötzlich tönte ihnen ein grauenvolles Kriegsgeschrei mohammedanischer Fußsoldaten aus dem Walde entgegen, das tausendfach in den Wipfeln widerhallte. Mehrere sahen Kenneth, dessen Pferd von sechs Arabern gepackt war. Er selbst rang schwer gegen drei andere, die sich an ihn gehängt hatten und sich mit äußerster Kraft bemühten, ihn vom Pferde zu reißen. Schon hatte er Helm und Schwert verloren, schon wimmelte dicht um ihn ein Haufen von mehr als hundert Sarazenen, die alle nur auf ihn sahen. Noch einen Blick warf er nach seinen Freunden; er sah hinter diesen die unzähligen Schaaren der Sarazenen wie der Wind

herankommen. Da rief er überlaut: „Rettet Euch!“ und verschwand dann niedersinkend im Gewimmel der ihn umgebenden Feinde, das sich wie die Meereswelle über einem Versinkenden über ihm zu schliessen schien.

Mit unbeschreiblichem Entsetzen hatten die Ritter dieses gesehen, waren sie Zeugen gewesen, wie ihr tapferer und geliebter Anführer vom Feinde gefangen wurde, ohne daß es ihnen möglich gewesen wäre, ihm auch nur den mindesten Beistand zu leisten. Ein anderer schottischer Ritter, Guido Dessin, der vertraute Freund Kenneths, rief überlaut vor Jammer: „Fahr' hin, Leben, was bist du ohne Kenneths Freundschaft!“ spornte sein Pferd, daß das Blut aus dessen Weichen schoß und es in einem fast sieben Fuß hohen Satze über die Gebüsche weg ihn mitten unter die um Kenneth wimmelnden Sarazenen trug. Wie ein Rasender hieb er hier um sich; in einem Augenblicke lagen acht Mohammedaner schrecklich verwundet an der Erde. Aber schnell ermannten sie sich; ein vornehm gekleideter Sarazene lief mit einer Lanze heran und bohrte sie dem wie der Cherub des Verderbens um sich hauenden Schotten durch die ungeharnischte Brust, daß die Spitze vorne herausdrang und er entseelt vom Pferde sank.

Die übrigen Kreuzritter stoben entsetzt zurück vor dem verderblichen Hinterhalte, der ihnen hier gelegt war. Die fanden zu ihrer äußersten Ueberraschung den Weg nach Nassara hin nur vor wenigen einzelnen Sarazenen besetzt, während ungeheuere Reitermassen

nach dem Berge zu drangen und benützten die ihnen freiwillig gebotene Gelegenheit zur eiligsten Flucht. Nur wenige waren verwundet und alle erreichten das Lager glücklich; blos Kenneth und Guido allein fehlten.

Allein in Kenneth war viel verloren. Der Komthur rief, als man ihm die Nachricht überbrachte: „Bei St. Dionys, ich wollte meine linke Hand hingeben, könnte ich ihn dadurch befreien." Das ganze Heer trauerte wie bei einer verlornen Schlacht und König Richard sendete einen Boten an Saladin, der um Kenneths Freilassung bitten und für ihn mehrere gefangene Araber vom höchsten Range bieten sollte. Allein der Bote konnte erst spät zu Saladin gelangen, weil der Sultan ferne in Damaskus war und so mußte denn jeder Beistand, den man Kenneth hatte leisten wollen, unterbleiben.

Kehren wir nun auf den Schauplatz zurück, auf welchem Kenneth der vereinten Macht seiner Feinde unterlegen war. Unser Ritter hatte mehrere Araber niedergestreckt, und obgleich er Helm und Schwert verloren, vertheidigte er sich dennoch mit seinem Dolche noch so nachdrücklich, daß er diejenigen, welche sich an seinen Leib geklammert hatten, mit demselben schwer verwundete. Niemand aber gebrauchte von den Arabern eine Waffe gegen ihn; diese hatte Saladins Machtwort: „bringt mir den Franken lebend und unverletzt", gebannt. Endlich aber stürzte das Pferd mit dem Ritter, ihn selbst und mehrere seiner Gegner, die ihn trotz ihrer Wun-

den nicht losließen, unter seiner Wucht begrabend, und nun fielen eine Menge Araber über ihn her. Einige hielten sein Haupt trotz seiner Bisse, mehrere hingen sich an seine Arme und Beine. Ein Emir von stattlichem Ansehen, der all diese Anstalten zu leiten schien, nahte sich jetzt dem in Verzweiflung und wahnwitzigem Grimm an der Erde liegenden Ritter und sprach:

„Tapferer Franke, schone Deiner selbst. Was nützt es dem überwundenen Leoparden, noch an der Kette blind zu wüthen? Wir werden Dich nicht ferner kränken, wenn Du Dich ergibst und keinen Widerstand mehr zu leisten suchest.“

Kenneth biß die Zähne wüthend über einander und machte rasende Versuche, sich zu befreien. Allein die Uebermacht war zu groß und er blieb endlich ermattet liegen und schloß die Augen.

„Sollte der Leopardenritter seinen früheren Gegner und Lagergenossen am Diamanten der Wüste schon vergessen haben?“ fragte die bekannte Stimme eines Mannes, der jetzt zu Kenneth trat.

Dieser öffnete jetzt seine Augen und rief, als er den Emir erkannte, voll Wuth und Zorn: „Ha, bist Du da, Genosse? Nun, bei der Freundschaft, die wir geschlossen, beschwöre ich Dich, befiehl diesen Hunden von Sarazenen, die sich an mir verbissen haben, loszulassen.“

Der Emir sprach ein Wort und Kenneths Glieder waren frei und die Sarazenen zogen sich in eine anständige Entfernung zurück, so daß nur der Emir,

Kenneth, dann fünf todte Sarazenen nebst einem getödteten Rosse zurückblieben. Aber weislich hatten sie Kenneths sämmtliche Waffen mitgenommen und als nun der schottische Ritter nach allen Seiten herumblickte, entdeckte er im Walde einen Ring sarazenischer Krieger, so dicht und waffenstarrend, daß auch die letzte Aussicht auf eine entfernte Möglichkeit zur Flucht in seiner Seele zerrann. Diese Wahrnehmung hatte viel Trostlöses und der tapfere Ritter, der dem Tode mit so großem Heldenmuth in hundert Gefechten und Kämpfen getrotzt hatte, erbebte bis ins Innerste des Herzens und sank schaudernd zur Erde.

„Bist Du verwundet?" sprach der Emir besorgt und trat dem Ueberwundenen rasch näher.

Dieser schüttelte das Haupt wehmüthig und sprach: „Wäre ichs, ich wollte keine Klage hören lassen; aber gefangen — schreckliches Schicksal!"

„Der Leopard ist stark, doch er wird auch bezwungen, wenn er der Menge seiner Feinde unterliegt. Sollte ein so tapferer Ritter durch ein Schicksal, das jeden, auch den vorsichtigsten und entschlossensten Krieger, treffen kann, so sehr gebeugt werden? sprach der Emir, den diese Niedergeschlagenheit seines alten Lager- und Reisegenossen auf das Aeusserste überraschte.

Kenneth dachte an seine Freunde, an den großen Zweck seines Hierseins. Ihm hatte durch die Gunst des Königs und das Wohlwollen zahlreicher und mächtiger Freunde eine schöne Zukunft gelächelt.

Nun sah er sich bald als Sclave bei irgend einem reichen oder mächtigen Anhänger Saladins, denn dieses Loos traf die christlichen Gefangenen gewöhnlich und der Tod, den er gesucht und nicht gefunden, schien ihm ein beneidenswerthes Schicksal gegen das seinige. In so düstere Gedanken versunken, öffnete er den Mund, um zu antworten; aber vor Wehmuth versagte ihm die Stimme.

Der Araber sah verwundert auf ihn, schwieg eine Zeit lange und sprach dann: „Mohammed, der Prophet Gottes, lehrt uns Ergebung in unser Schicksal. Unglück und Elend sind Schickungen Alahs, bittere dem Kranken gereichte Arzneien, aber heilsame Gaben, damit die an Stolz, Hoffarth und Selbstvertrauen leidende Seele gesunde. Vertraue der Stärke deiner Sehnen, deinen starken Sinnen und du baust auf Asche, denn Asche sind auch der Mächtigen Gebeine. Der Weise sucht alle Stärke in der Quelle der Kraft, in Alah, der Sieg gibt und Unglück. Lerne Dich in Alahs Willen ergeben, stolzer Franke; unterwirf Dich Seinem Willen, denn was bist du gegen ihn? der Staub, der in der Sonne spielt, der Duft der Blume, den der Abendwind dahinträgt. Oder sollte dein gerühmter Glaube gar keinen Born haben, aus dem Du in Deiner Lage einigen Trost schöpfen könntest?"

Kenneth erhob sich; ein inneres Gefühl der Scham sagte ihm, daß der Sarazene recht hatte. Kenneths starke Seele war nicht gemacht, im Unglück zu erliegen. Wie der Schwan, der in der Meerfluth un-

tertauchte, gereinigt und neu aufathmend zum Sonnenlichte aus den dunkeln Tiefen heraufsteigt, fühlte Kenneth plötzlich neuen Muth, neue Kraft im Herzen. Sein Antlitz röthete sich und er sprach, indem er dem Emir die Hand reichte: „Weh mir, wenn das Beispiel des Sohnes Gottes, der auf diesen Gefilden wandelte, nicht größere Kraft hätte, mich zur Geduld und Ergebung anzuspornen. Doch das Andenken an mein Schicksal beugte meinen Muth. Es ist vorüber. Als ich hieher ging, warf ich ja alles hinweg, was mich liebend an das Leben fesselte und nahm das Kreuz Christi auf mich, entschlossen, um meines Heilandes willen alles freudig zu dulden, was mir auferlegt würde. Freilich hoffte ich auf ein schöneres Loos. Ich bot meine Brust hundertmal Euren Speeren, mein Haupt und Glieder Euren scharfen Schwertern dar, um in der Feldschlacht zu sterben. Da zu enden, wo mein Heiland litt und starb, war mein einziger Wunsch und mein süßestes Hoffen. Es sollte nicht so sein. Wohlan, ich weiß es, ich bin Dein Slave, tapferer Emir. Als solcher muß ich Dir gehorchen. Du kennst mich; Du hast mit mir gekämpft, mit mir gespeist, an meiner Seite geruht; ich war Dein Gastfreund. Ich bitte Dich um nichts, als um Gerechtigkeit gegen mich. Laß mir keine Schmach anthun, behüte mich vor entehrenden Mißhandlungen und laß mich ungehindert meinen Glauben üben."

Diese an Kenneth nicht vermuthete Weichheit des Gefühls machte auf den Emir einen schwer zu

beschreibenden Eindruck. Es mischte sich bei ihm Mitleid, Staunen und Befremdung — wo nicht auch mit einem kleinen Theil Verachtung, denn der Sarazene fühlte nicht wie der Europäer — auf so wunderbare Weise in einander, daß er lange keiner Antwort fähig war. Endlich sprach er, indem ein leiser Zug von Spott über seine dunkeln Züge lief: „Wie, ist das der Leopard, der die Wespen mit mit dem Eisenhandschuh zerdrücken wollte und nun, da sie ihn gefangen, verwandelt sich seine Natur in die des Lammes? — Gott ist groß!"

Kenneth schwieg und der Sarazene fuhr fort: „Auf, Ritter Kenneth! erhebe Dich. Es ziemt tapfern Männern nicht, sich weibischen Gefühlen hinzugeben. Alah leitet die Schicksale nach seinen geheimen Rathschlüssen und es steht uns nicht zu, dagegen zu murren. Hat Dein gerühmter Glaube nichts, daß Deinen Muth stählen kann, so nimm die beruhigende Versicherung Nureddins, des Emirs, es soll Dir kein Haar auf Deinem Haupte gekrümmt werden. Wir wissen auch tapfere Männer zu schätzen und würden uns selbst beschimpfen, legten wir denen, die das Geschick in unsere Hand gebracht, auf, was nicht dem freien Manne, sondern nur dem Sclaven ziemt. Du hast an meinem Mahle theil genommen und bist mein werther Gastfreund. Freilich bist Du Kriegsgefangener; doch gilt das Wort Nureddins überall so viel, als nöthig ist, um Dich vor jeder entehrenden Behandlung zu behüten, die Dich sonst treffen könnte."

Kenneth war noch allzusehr in seinen Vorurtheilen und im Mißtrauen befangen, als daß diese Versicherungen jenen Eindruck auf ihn gemacht hätten, um alle seine Besorgnisse vollständig zu verscheuchen. Er sprach: „Ich bitte Dich um ritterliches Gefängniß.“

„Du bist mein Gastfreund;“ erwiederte der Sarazene. „Gib mir Dein Wort, daß du nicht zu entfliehen trachtest und ich gebe Dir Dein Roß und deine Waffen wieder!“

„Es sei!“ rief Kenneth freudig, „auf Ritterwort und Ehre, ich gehe, wohin Du mich führest.“

Die beiden Männer reichten einander freudig die Hände, sich nach langer Trennung wieder in die Augen sehend. Nureddin befahl, daß man Kenneths Roß und Waffen herbeibringe und unserm Freunde schien mit diesen kriegerischen Attributen neue Lebensfreudigkeit wiedergegeben.

„Du bist fröhlich“, sprach Nureddin, „da Du Deine Waffen wieder hast. Seltsame Umstimmung der Gefühle!“

„Was ist ein Mann ohne Waffen? ein Löwe ohne Klauen und Zähne“, sprach der Ritter, das treue Schwert aus der Scheide ziehend und in der Sonne prüfend.

Ehe wir von diesem Platze scheiden, magst Du noch einen Deiner Freunde sehen, den die Anhänglichkeit an Dich in den Tod geführt“, sprach Nureddin und erzählte ihm die letzten Worte und den Tod des Ritters. Beide gingen in das Gebüsch, wo

der junge Mann noch vollkommen gewaffnet lag, neben ihm das getödtete Roß.

Noch ein bitterer Tropfen floß in den Wermuthbecher Kenneths, den er an diesem Tage leeren mußte. Er hatte von all dem keine Ahnung und stand in stummem Schmerz vor der Leiche des Freundes. Dann wendete er sich an Nureddin und sprach: „Gewähre mir die Bitte und laß meinen Freund hier in vollem Waffenschmuck begraben.“

„Es sei!“ sprach der Emir. Auf seinen Wink eilten hundert Hände, eine tiefe Grube auszuhöhlen, in welche der Gefallene, das Haupt nach Osten gerichtet, gelegt ward. Kenneth stand und betete. Dann wurde das Grab eilig zugeschüttet und auf seine Anweisung drei große Felsblöcke darüber gewälzt, damit weder feindliche Menschen noch räuberische Thiere die Ruhe des Todten stören möchten. Kenneth hieb mit der Streitaxt ein rohes Kreuz in den obersten Block, stieg dann mit Nureddin zu Pferde und verließ die Gebüsche.

Kaum gewann er einen Ueberblick über die freie Ebene, so erstaunte er, hier noch die ungeheuern Reitermassen, mit denen er und seine Gefährten heute Morgen in Kampf gerathen waren, zu sehen. Sie standen in einer schönen Ordnung, fast wie die Würfel auf dem Schachbrette, in einzelnen Haufen beisammen, aber fast eben so still und regungslos wie leblose Massen. Nur das Pfeifen des Windes und hie und da das Schnauben eines der unzähligen trefflichen Rosse war hörbar.

„Noch einen Augenblick!“ sprach der Emir mit verzeihlichem Stolze. „Du siehst hier meine Krieger; es ist Saladins egyptische Reiterei, die unter meinem Befehle steht. Diese wilden Männer kennen den Leoparden der Nazarener, wie sie Dich nennen, und ihr Haß gegen Dich ist in der Bewunderung Deiner Tapferkeit untergegangen. Sie wünschten Dich zu sehen und Dir nach ihrer Weise ihre Achtung zu bezeigen, ehe sie von uns scheiden, denn der Kampf fesselt sie an diese Wüstengefilde, deren Vertheidigung ihnen anvertraut ist. Laß uns nun noch einige hundert Schritte reiten und ich will dann das Zeichen geben.“

Kenneth ritt mit seinem Begleiter auf eine Stelle außerhalb der Reitermassen und fragte: „wie viel Berittene sind hier beisammen?“

„Es sind zwölf tausend“ sprach der Emir, Krieger bis von den fernen Gestaden des Nils, bis nach Nubien und Meroe hinauf, ja bis in die Oasen der großen Wüste Sa-hi-ra. Auch Arabien hat sein Contingent gestellt, dort jene schlanken Männer in den braunen wollenen Gewändern — alle, alle sind hieher gekommen auf Saladins Befehl. Und nun, mein tapferer Freund, sollst Du sie alle sehen.“

Der Emir nahm ein langes, schmales, gewundenes Horn, das an seinem Sattel hing und entlockte ihm einen scharfen, weithinschallenden schaurig wimmernden Ton. Da ertönte aus nah und fern wie das Brausen der Brandung das Geschrei „Rah,

Rah!" Auf einen zweiten kurzen Hornruf aber löste sich diese Ordnung der gewaltigen Reitermassen plötzlich auf, die Haufen stoben auseinander wie der Wind, die Krieger schwangen ihre Waffen und indem sie ihre Pferde zum rasendsten Laufe antrieben, schien das ganze Heer auf den Emir und Kenneth loszustürzen. In einem Augenblick waren beide von den Reitern umgeben, die mit fürchterlichem Geschrei dicht an ihnen in donnerndem Galopp vorübersausten, die Lanzen schwingend, mit den krummen Schwerten durch die Luft hauend, Pfeile über sie und an ihnen hinschießend. Kenneth faßte unwillkührlich an sein Schwert; doch der Emir, der die Bewegung bemerkte, lächelte und ergriff Kenneths Hand, um ihn zu beruhigen. Dunkelheit verbreitete sich durch den wild in die Luft aufwirbelnden Staub auf dem Platze. Kenneth erblickte nichts als rasend an ihm vorüberstürmende Gestalten, wilde, grinsende, schwarze, zähnefletschende Gesichter, brennende Augen, die ihn anstarrten, Schwerterleuchten und entsetzlich rasendes, sinnverwirrendes Vorüberstürmen barbarisch aussehender Gestalten. Um das Gräßliche dieser Scene zu erhöhen verband sich damit das Donnern vieler tausend Roßhufe, das scharfe Klirren der Waffen und das durchdringendste Geschrei — mit einem Worte, das schreckliche Getöse einer hitzigen Reiterschlacht.

Es währte das fast eine halbe Stunde. Kenneths starke, aber durch die Anstrengungen und schrecklichen Begebenheiten der letzten Stunden erschütterte Nerven bebten; es zuckte alles in ihm und

er war nahe daran, durch den erstickenden Staub sowohl, als durch das ungeheuer Aufregende, ja Zermalmende dieser wirren, außerordentlichen Scene völlig erschöpft zu werden, als plötzlich wie mit einem Male der Reiterstrom endete und die letzten im Dunkel der nahen Staubwolken verschwanden. Der scharfe Wind zerstreute die dunkeln Staubmassen im Augenblick und jagte sie in seltsamen Gebilden über die weite Sandwüste hin. Kenneth sah erstaunt um sich; er erblickte von der Reiterei nichts mehr. Aber der Emir ergriff ihn nun an der Hand und zeigte nach Osten und hier stellte sich das gewaltige Reiterheer abermals ganz in derselben Ordnung aber in größerer Entfernung dar, wie er es zu Anfang der Scene bemerkt. Nur zum letzten entferntesten Häuflein strömten noch in ungeheuerer Schnelligkeit die letzten sarazenischen Krieger, so daß es wuchs und schwoll und fast im Augenblick zu einem wohlgeordneten Knäuel sich aufrollte.

Der Ritter holte tief Athem und legte durch Worte und Gebehrden sein Staunen an den Tag. Der Emir aber entlockte seinem Horn drei kurze helle Töne. Da setzte sich das Heer abermals, dem Anscheine nach in ungeheure Wirre gerathend, in Bewegung. In einem Augenblicke verbarg es eine dichte dunkle Staubwolke; es war als berste und rolle sich die Erde in der Entfernung auf und ströme dunkle Dämpfe aus. Aber nach kurzer Zeit verschwand der Staub und das sarazenische Heer

stand in zwei schöne Reihen geordnet, die die Gesichter einander zukehrten.

„Nun, mein Freund, laß uns Abschied von ihnen nehmen!" rief der Emir und setzte sein feines Pferd im Galopp, daß es wie ein Reh über die Ebene hinstrich. Kenneth ritt ein treffliches Roß, aber dennoch blieb es weit zurück. Der Emir hielt am Eingang der Reihen und führte seinen Gefangenen an den Sarazenen vorüber, die beiden ihr muthiges „Rah" zuriefen, bis sie endlich nach langem Ritt durch die breiten die Waffen jubelnd schwingenden Menschengassen das Ende derselben erreichten. Hierher folgte ein alter Sarazene, Nureddins Unterbefehlshaber und hier fand sich auch des Emirs Dienerschaft sammt seinen Pferden. Er ließ nun Kenneth eines derselben satteln; der Ritter bestieg es, nachdem er bei der Zurüstung geholfen und kam wieder zum Emir, der so eben mit den seinem Unterbefehlshaber zu ertheilenden Weisungen zu Ende war. Beide nahmen dann Abschied und entfernten sich in östlicher Richtung, indem sie in das weite schöne Thal einbogen, das gerade in aller Frische und Fruchtbarkeit eines lieblichen orientalischen Frühlingstages von ihnen sich ausbreitete.

Neuntes Bild.

Damaskus.

Die beiden Reisegenossen plauderten nur wenig mit einander; beide waren in tiefe Gedanken versunken, der eine über sein Schicksal, welches ihn zu einem Gefangenen der Sarazenen gemacht hatte, der andere über Dinge, die weniger seine eigene Person, als vielmehr seinen Herrn, den Sultan Saladin und dessen Entwürfe, betrafen. Bald aber erreichten sie eine felsige Gegend, in welcher die Straße zu einem breiten von einem Flusse bewässerten und von hohen Bergen eingefaßten Thale hinabführte, dessen Sohle sie bald erreicht hatten. Sie tränkten ihre Pferde in dem reißenden Strome und der Eine sprach: „Für einen Anhänger des Gekreuzigten muß dieses Wasser viel Ehrwürdiges haben."

„Weshalb? fragte Kenneth, der nicht ahnete, in welcher Gegend er sich befand.

„Es ist der Jordan," sprach der Emir.

Kenneth sah auf diesen Fluß und tausend rührende Erinnerungen an die heilige Geschichte tauchten in seiner Seele auf. „Das also ist jener Strom" dachte er, in welchem Johannes taufte ꝛc. Hier erschallte sein Wort „thut Buße und bekehret Euch!" Hier taufte er vielleicht Den, über dem sich der

Himmel öffnete und von dem die göttliche Stimme zeugete: „das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Er konnte sich nicht enthalten, im Helme nochmals Wasser aus dem Fluße zu schöpfen und sich damit das Haupt und die noch zuckenden Schläfe zu benetzen.

„Ja,“ fuhr der Emir endlich fort, „das ist der berühmte Fluß, welcher nach dem Zeugniß alter Schriften so oft die Quelle blutiger Kriege und Streitigkeiten war. Es ist ein blutgetränkter Boden, auf dem wir hier ruhen. Ob er wohl all die Anstrengungen und Kämpfe werth ist, die um seinen Besitz gemacht wurden?“

„Du redest wie ein Befangener,“ sprach Kenneth eifrig. „Ist es denn allein die natürliche Beschaffenheit des Bodens oder der innere Reichthum, den die Allmacht Gottes in denselben gelegt, was ihm Werth verleiht? Sind die großen Thaten Gottes, die hier geschehen, nicht Dinge, die in höheren Anschlag gebracht werden müssen und hat die geschichtliche Größe eines Landes, sei es auch an sich sonst noch so unbedeutend, nicht unendlich viel, was uns dessen Besitz sehr schätzenswerth machen kann? In der That, wäre das nicht der Fall, so würden so viele tausend tapfere Männer, die aus fernen Landen hieher kamen, um diese Gefilde zu erobern, wahre Thoren gewesen sein.“

„Alah vertheilte die Erde an die Völker mit der weisesten Rücksichtnahme auf ihre körperliche Beschaffenheit,“ sprach der Sarazene. „Er gab uns

braunen Männern diese heißen Gegenden, da wir in ihnen glücklich leben können, da ihre natürlichen Erzeugnisse unserer Constitution zusagen. Länder, wie dieses, sind Euch Männern aus dem kalten Norden nicht zuträglich und trotz Euerer gerühmten Stärke sehe ich viele tausende von Euch dahin sinken, ehe sie der Pfeil des Sarazenen erreichte. Ihre Gebeine bleichen im Sande der Wüste" — fuhr der Sarazene mit düsterem Ernste fort — „sie sind gefallen als Opfer eines Wahnes religiöser Art, oder der Eroberungsgier ihrer Fürsten. Es werden nach Euch wieder tausende kommen und hinsinken, wie deine Gefährten. Unselige Sucht, ein Land zu besitzen, das für Euch nicht geschaffen ist, das nur Euer Grab werden kann und das Ihr nie dauernd zu erobern im Stande seid, würden es auch die Heere Eurer Krieger von einem Ende zum andern bedecken."

„Halt, Emir!" sprach Kenneth, „prahle nicht mit deinen Kenntnissen in der Geschichte. Wer bewohnte dieses Land, ehe die Mohammedaner es eroberten?"

„Die Juden!" sprach der Emir stolz, „Ibrahims, des Stammvaters, entartete Söhne, ein Brudervolk von uns, dessen Nachkommen auch unserm Volk Leben und Sitten gegeben. Der zweite Sohn des Isaak und der Ribek-ha, Israel, betrog den Edom (Esau) um Segen und Erbe des Vaters. Dieses Erbe, es ward Ibrahim von Alah zum ewigen Eigenthum gegeben. Alah ließ es in den Händen der Söhne Israels, bis ihre Verbrechen sie dessen

unwerth machten. Wo ist das Volk der Juden? Der Samum fuhr über diese Gefilde und zerstreute es in alle Welt zum ewigen Gedächtniß der göttlichen Gerechtigkeit. Aber Edoms Söhne kamen auf des Propheten — gelobt sei er! — Befehl, um das rechtmäßige Erbe ihrer Stammväter in Besitz zu nehmen. Alah ist mit uns; wer wills uns rauben?“

„Du holst deine Beweise aus sehr fernen Zeiten her, Freund Nureddin,“ sprach Kenneth; „wie nun, wenn heute die Juden kämen, ihr Erbland von Euch zu fordern? was würdet ihr dann sagen?“

„Tausend Jahre lassen Unrecht nicht zu Recht werden!“ sprach der Emir ruhig. „Kämen aber Israels Söhne heute oder morgen, ihren Anspruch auf diese Gefilde gegen uns geltend zu machen, so würde die erste Frage sein: Hier herrscht der Islam; wollt ihr Euch zu ihm bekennen? und die zweite: Dieses Land ist mit dem Blut der Kinder des Propheten wieder eingelöst und erkauft; könnt ihr es behaupten“? Aber Israel wird den Weg zu den Gräbern seiner Väter nicht mehr suchen, seitdem es verlernt hat, den Propheten zu gehorchen, die ihm Alah gesendet; seitdem sie Jesus, Josephs Sohn, gekreuziget und Mohammed, den letzten Propheten, vergiftet. Seine Augen sind vom Himmel in starrer Verblendung abgelenkt: es ist verdammt, wie einst am Gesetzgebungsberge das goldene Kalb, in Ewigkeit den eitlen Mammon Gold und Silber anzubeten und einst in den Qualen, die ihm die Gei-

ster der Tiefe, Sammael und die Gehennahs, hier durch ewigen unbefriedigten Durst nach Gold bereiten, zu schmachten."

Der Ritter hörte diese seltsamen Folgerungen mit ungemein großem Staunen an und obwohl er eine dunkle Ahnung von den Irrthümern hatte, in welchen sich sein Gefährte befand, so überraschten ihn dennoch die von demselben an den Tag gelegten Kenntniße um so mehr, je größer der Mangel war, den er selbst in dieser Beziehung fühlte. Keneth war ein Soldat; nie hatte er Zeit und Gelegenheit gehabt, mehr zu lernen, als etwas Lesen und seinen Namen nothdürftig kritzeln. Eben so mangelhaft waren seine Kenntniße in der Religion, die für ihn mehr ein Gegenstand frommer Gefühle als freier Ueberzeugung blieb. Obgleich er aber von der historischen Bedeutung und dem geschichtlichen Werthe des Bodens, auf dem er sich befand, vorhin geredet hatte, so wußte er dennoch denselben auch durch nichts weiter, als was er davon gesprochen, zu begründen und dieses war nur ein Funke, den er nach Gesprächen gelehrterer Leute, deren Zeuge er oft gewesen, in sich aufgenommen. Er schwieg daher lange und sprach endlich:

„Es mag etwas Wahres in dem liegen, was Du da sagst, tapferer Nureddin. Allein wir Schotten sind nicht hieher gekommen, um uns darüber zu streiten, ob die Söhne Israels oder Esaus größere Rechte auf den Besitz dieses Landes geltend machen können. Wir zogen frisch und fröhlich über Land

und Meer daher, die Entscheidung dem Lenker der Schlachten überlassend und in der Absicht, mit unsern Schwertern im ehrlichen Kampf unser Bestes zu thun. Der Ruhm ist unser Stern, dem wir folgen. Fallen wir, nun was liegt daran? Wir schlafen dann in heiliger Erde, und haben für die Ehre Dessen gestritten, der hier — ein Gott — in menschlicher Gestalt gewandelt. Wahrlich, das ist alles, was ich mir dachte, als ich hieher ging und in der That, es genügt vollkommen, um mich in Verzweiflung zu bringen, daß mein Arm der heiligen Sache jetzt nicht mehr dienen kann!"

„Ja, sagte der Sarazene mit seltsamem Lächeln, „so seid ihr mir geschildert worden, furchtlos und unbedachtsam. Ihr seid belebte Schwerter. Schade, daß Euer Sinn so umfangen ist von einem düstern Wahne, der Euch entweder in den Tod, oder ins Elend führt. Warum erleuchtet Alah Euern Sinn nicht? Was wäre es für eine Freude, Euch in unsern Reihen für die Ausbreitung des Islams fechten zu sehen! Nun, wohlan, der Belehrung folgt die Ueberzeugung, und dieser das geläuterte unerschütterliche Bekenntniß. Ritter Kenneth, du wirst in mir einen Freund finden, der dir die Tiefen der Weisheit öffnet. Vielleicht gelingt es mir, dich zu bekehren und einen zweiten Khaled, ein neues Schwert Alahs, aus Dir zu machen."

„Bei Dionys, Sarazene, hättest Du wirklich solche Dinge im Sinne?" sagte Kenneth aufbrausend.

„Bei Mohammed, Omar, Ali und Khaled,

dem Schwerte des Allmächtgen, das sehe ich so recht als meinen eigentlichen Beruf an und du sollst durch mich zum Islam bekehrt werden, ehe die Sonne noch zum fernen Süden sich wendet," sprach der Araber mit tiefem Ernste.

Kenneth erröthete vor Zorn und seine Hand fuhr ans Schwert. Der Sarazene bemerkte die Bewegung und sprach lächelnd: „Wohlan, tapferer Gastfreund, thue, was dir deine Unbedachtsamkeit eingibt. Ich achte — liebe dich als meinen Gastfreund. Ich habe heute dein Leben gerettet und Du, mein Gefangener, legst die Hand ans Schwert, das ich Dir selbst auf dein Wort hin gegeben, um mich zu tödten?"

Der Ritter vom Leoparden zog schnell die Hand zurück, henkelte das Schwert los und schleuderte es weit von sich weg, daß die Waffe klirrend auf den Boden hinrollte. Dann sprach er: „Vergib mir, Nureddin, ich vergaß mich. Doch laß mich nie wieder davon hören, daß du mich abtrünnig von meinem Glauben zu machen gedenkest."

„Weshalb nicht?" sprach Nureddin stets mit gleicher Ruhe.

„Es setzt das voraus, daß ich in deinen Augen als ein Mann dastehe, dessen Glaubenstreue auf so schwachen Füssen ruht, daß Du sie im Laufe weniger Wochen über den Haufen werfen könntest. Was ist ein Mann werth, wenn er in diesem Heiligsten, was den Menschen adelt, wanket? Im Gegentheile,

ich wünsche, daß Gottes Geist sich mächtig rege, und daß er mich schwaches Werkzeug würdige, Dich zu ihm zu führen, so wenig das auch in meinem Berufe liegt und so wenig Fähigkeiten und Kenntniße ich auch in dieser Hinsicht besitze, die mir dabei zu statten kommen könnten."

Der Emir reichte ihm die Hand und sprach freudig: „Stritten wir mit den Waffen, weshalb sollte es uns nicht auch ziemen, als verständige Männer über Dinge höherer Art, mit Worten und Gedanken gegen einander zu fechten? Laß uns einen Bund machen, Kenneth! Die Leiber mögen ruhen; aber die Geister sollen dafür mit einander kämpfen, sich gegenseitig entzünden, erleuchten und mit einander ringen. Wenn einen von uns die freie Ueberzeugung nach der andern Seite zöge und triebe; wenn wir das allein Wahre und Weise wirklich als wahr und weise erkennten; — sage, Kenneth, ziemt es uns dann nicht als Männer, alle Rücksichten fallen zu lassen, allem Wahne und Irrthum zu entsagen und unserer festen Ueberzeugung gemäß zu handeln?"

Kenneth wußte hiegegen nichts einzuwenden und sprach: „Wohlan, es sei so! Allein ich bin Dein Gefangener, Nureddin! Also wahre mir auch eine Stellung, die mir die Möglichkeit läßt, nach freier Ueberzeugung zu handeln."

„Es ist Zeit, Dich über einen Irrthum aufzuklären, in dem Du Dich befindest," sprach der Emir ernst. „Du bist nicht mein Gefangener, sondern der meines Gebieters, des Sultans Saladin.

Er wünschte, einen Ritter des Melek Rich (König Richard), der dessen besonderes Vertrauen besäße, in seine Gewalt zu bekommen. Ich wurde mit diesem Auftrage von ihm entlassen. Saladins Absichten kenne ich nicht; aber er ist ein Spiegel aller fürstlichen Tugenden, der Stolz und die Freude aller Muselmänner. Vom ihm fürchte nichts; freue Dich vielmehr, der Ehre, ihn kennen zu lernen, gewürdigt zu werden, denn er weiß tapfere Männer zu schätzen, möge ihre Ueberzeugung auch nicht die seine sein, mögen sie ihm auch feindlich gegenüber gestanden haben."

Diese Eröffnung machte unserm Ritter in der That Vergnügen und seine letzten Befürchtungen schwanden in dem Maße, daß er ferner keine unwürdige Behandlung mehr erwartete. Nach einigem Nachsinnen sprach er: „Wer weiß, wozu all diese Verwicklungen, in die ich gerathen bin, noch dienen? Und wo werde ich die Ehre haben, dem Sultan vorgestellt zu werden?"

„In Damaskus, der Hauptstadt von Syrien, wohin wir bereits auf dem Wege sind;" sprach Nureddin.

„Befindet sich der Sultan gewöhnlich dort?"

„Nein, er wohnt meist in Kairo, der schönen Hauptstadt meines egyptischen Vaterlandes. Nur seine Begierde, dem Kriege näher zu sein, hat ihn veranlaßt, Egypten zu verlassen."

„So warst Du also in der Nähe, als ich gefangen genommen wurde und doch sah ich Dich nicht?"

sprach Kenneth mit einem leisen Anfluge von Unmuth.

„Ich hatte mit Dir mein Mahl getheilt; nie durfte ich mein Schwert je wieder gegen Dich kehren;“ sagte der ehrliche Sarazene. „Aber dem Befehle Saladins mußte ich gehorchen. Ich leitete also die Anstalten zu Deiner Gefangennahme und näherte mich erst dann, als Dich meine Leute ergriffen hatten, um jede unwürdige Behandlung von Dir abzuwenden. Wahrlich, es kostete das Ueberwindung, als ich sah, wie meine besten und entschlossensten Krieger von dir niedergemetzelt wurden und sich nicht gegen Dich vertheidigen konnten, da mein Befehl sie daran hinderte.“

Kenneth erstaunte und sprach: „Wie, Du machst mir den Vorwurf, Wehrlose niedergehauen zu haben?“

„Sie waren wehrlos, obgleich bewaffnet, denn sie durften von ihren Waffen keinen Gebrauch machen, da ich ihnen befohlen hatte, Dich lebend und unverletzt gefangen zu nehmen.“

Dieses war für Kenneth eine neue Veranlassung, sich verletzt zu glauben. Er erröthete und saß stumm da. Allein der klügere Sarazene sprach, indem er die Hand auf Kenneths Kopf legte:

„O Haupt voll ritterlichen Sinnes, voll Muth, voll kühner Entwürfe, aber auch voll Wahn und unbegreiflicher Grübelei und Bedenklichkeit! wird es denn nicht gelingen, Dich einmal frei davon zu machen?“

Damit erhob er sich und rief die Pferde, die

bisher im Grase geweidet hatten und gehorsam wie Hunde herankamen. Kenneth rüstete das seinige, ein ungemein schönes und kräftiges Thier und stand dann bewundernd vor demselben, um die feinen Formen zu betrachten. Der kurze schöne Kopf, die feinen spitzigen Ohren, der schlanke Leib, die zarten und dabei doch so sehnigen Füße, die kleinen trefflich beschlagenen Hufe, der prächtige Schweif, das Auge des Thieres, das von brennendem Feuer leuchtete, die zarte mit sammtartig glänzenden braunen feinen Haaren bedeckte Haut, verbunden mit dem kostbaren mit Silberfransen und Platten beschlagenen Geschirr, — alles dieses erregte Kenneths Bewunderung im höchsten Grade.

Der Emir bemerkte das mit beifälligem Lächeln und sprach: „Ich habe dir mein bestes Roß gegeben; nicht um den kostbarsten Edelstein an Saladins Turban würde ich es veräußern. Ich habe es selbst erzogen; nur ich allein kenne seine Tugenden. Das Thier ist mir sehr werth; seine Vorzüge wirst du kennen lernen. Arabien erzeugt nur zwei Stämme von gleicher Raçe. Aber diese Pferde müssen in die Hände von Freunden kommen, die sie ihrer Güte würdig behandeln, sonst verkümmern sie.“

„Nie sah ich solch' ein Thier“ sprach Kenneth, der ein erfahrener Pferdekenner war; so zart gebaut und doch so herrlich und kraftvoll.“

„Nun, laß uns seine Schnelligkeit erproben;“ sprach der Emir; „ehe die Sonne hinter die Berge

hinabsteigt, müssen wir in Kapernaum sein. Sitze fest!"

Als er geredet hatte, gab er ein Zeichen mit dem Munde. Kaum vernahmen dieses die Rosse, so griffen sie aus und flogen mit einer so unerhörten Eile dahin, daß Kenneth die Gegenstände im Thal und die Felsenhäupter zur Seite wie im Fluge an sich vorübereilen sah. Hügel auf und ab, über grüne Gefilde, über Bäche und Wassergräben, am Flusse vorüber, der sich in seinen wallenden Windungen oft dem Wege näherte, durch Dörfer und an weidenden Heerden vorbei, die scheu vor den mit rasender Eile daher stürmenden Reitern auseinanderstoben, ging der Ritt wohl eine Stunde lang. Das Thal erweiterte sich plötzlich, als die im Fluge auf den schnaubenden Rossen dahin Fliegenden um eine Ecke bogen und eine weite Fernsicht über einen auf einer Seite von kahlen aber majestätisch hohen Gebirgen eingefaßten weiten See eröffnete sich plötzlich. Die Rosse stürmten über einen jähen, steinigen Abhang hinab, stets mit derselben furchtbaren Kraft und Geschwindigkeit, so daß Kenneth, für den ein solcher Ritt etwas Unerhörtes war, fast die Augen vergingen, erreichten dann den sandigen Strand des Sees und strichen über denselben dahin mit gleichem Fluge, die Vögel des Himmels an Raschheit übertreffend. Trotz der langen außerordentlichen Anstrengung schien hier auf dem ebenen ihrem Laufe günstigeren Boden ihre Geschwindigkeit sich zu verdoppeln. Einzelne

Geschäfte sowie kleine auf Landzungen in den See hineingebaute Ortschaften und Schlösser flogen in wirrem Lauf vorüber, so daß Kenneth bei dem flüchtigen Blick, den er auf sie werfen konnte, weder von ihrer Lage noch von ihrem Aussehen einen richtigen Begriff bekam, bis endlich eine von einer bethürmten Mauer umzogene auf grünem Abhang amphitheatralisch liegende Stadt sich in der Ferne zeigte. Jetzt erst hielt der Emir sein Pferd an, und ließ das Thier leicht über den blumigen Grund dahin traben.

„Ha, was war das für ein Ritt!" sprach Kenneth tief Athem holend; „und dennoch scheinen die Pferde kaum angegriffen, nicht erschöpft.

„Das ist das echte arabische Pferd, sagte der Emir stolz," eine Gabe Alahs an seine treuen Söhne. Welche Nation der Welt kann uns ein ähnliches Roß entgegensetzen?"

„In der That, ich bin voll Staunen und Bewunderung; sprach der Ritter aufrichtig". Hätte ich diesen erstaunlichen Lauf der Pferde nicht selbst mitgemacht, ja trüge mich nicht eines derselben, ich würde es unglaublich finden. Wie weit sind wir wohl gekommen?

„Der Weg, den wir zurücklegten, wird vom besten Fußgänger kaum innerhalb neun Stunden gemacht werden, obwohl es nähere Wege hierher gibt, die aber nur mit Maulthieren zu passiren sind. Hier liegt Kapernaum vor deinen Augen."

Mit diesen Worten ritten sie zur Sadt hinauf,

woselbst sie übernachteten, um am nächsten Tage die Reise fortzusetzen.

Zur Rechten lag ihnen nun mehrere Stunden lang der schöne See Genezareth. Seine blauen Fluthen glänzten im Strahle der Morgensonne. Züge von Fischen zogen silberblinkend an der Oberfläche hin; am fernen Gestade strichen Schiffe hinab und auf der Höhe lagen zahlreiche Fischerboote, um dem Fange obzuliegen, denn noch bargen diese Gewässer denselben Reichthum an beschuppten und befloßten Bewohnern in ihren klaren Tiefen, als einst, wo Jesus seinen Petrus hinaussendete, der den ganzen Tag gearbeitet und nichts gefangen, um noch einen Zug zu thun, durch dessen reichen Segen drei Boote so voll wurden, daß sie sanken. Die Höhen des Libanon, die dem nördlichen Gestade des Sees näher rücken, zeigten sich jetzt in all ihrer Größe und Majestät. Aber ehe beide Reisegenossen den Fuß dieser ehrwürdigen cedergeschmückten Bergriesen erreichten, bog die Straße rechts ab an den Jordan, der sich hier als ein unbedeutendes, aber reißendes Flüßchen in den See Genezareth ergießt, um dessen Fluthen als ein schöner tieferer Strom wieder zu verlassen. Eine Brücke, ohne Zweifel noch ein Werk der Römer, aber halb verfallen, begünstigte hier den Flußübergang der Reiter und sie stiegen dann, die Pferde am Zaume führend, den Abhang der jenseitigen Berge empor, auf den leider eben so verfallenen Resten einer einst kostbaren und prächtig angelegten Straße, die aber jetzt so

zerrissen von den Bergwassern war, daß man sie zu Pferde nicht mehr passiren konnte. Am Abend dieses Tages erreichten beide einen kleinen Ort, wo sie zum zweiten Male übernachteten. Der dritte Reisetag ging durch die schön bebauten Fluren Syriens dahin. Bis hieher war seit Menschengedenken kein Kreuzfahrer mehr gekommen. Die Spuren des Krieges, der einst auch diese herrlichen Gefilde verödet hatte, waren deshalb verwischt und wohin das Auge blickte, zeigten sich Dörfer von gutem Aussehen, üppige Felder und an den Flüssen und Bächen, die das hügelige Land durchströmen, üppige grüne Auen. Oleandergebüsche und Taxus faßten die Gewässer ein; zwischen den einzelnen Flurmarkungen erhoben Palmen ihre buschigen Häupter und auf den Rücken der Hügel wiegten schöne Gehölze ihre grünen Wipfel im milden Winde. Gegen Osten ward das Land flacher; in östlicher Richtung, wohin die beiden Reiter immer abwärts zogen, erblickte man hie und da durch die Oeffnungen in den waldgekrönten Hügeln, die zu beiden Seiten der Straße lagen, eine weite in großer Entfernung von blauen Gebirgen umschlossene Ebene und auf der Mitte derselben, von ausgedehnten üppigen Gärten umfaßt ragte eine ungeheuere Stadt mit unzähligen Thürmen empor, ein höchst malerisches glänzendes Bild, welches Kenneths ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Nachdem Kenneth und der Emir noch eine Viertelstunde weit geritten, endete der Höhenzug auf einem schönen sich nach Osten abdachenden Hügel,

der weit in die Ebene vorlief und hier stellte sich ein Panorama dar, daß an Herrlichkeit alles, was Kenneth bisher gesehen hatte, weit übertraf. Der Ritter hielt sein Pferd an und ein leiser Ausruf des Staunens entfuhr ihm. Nureddin, der das hörte und bemerkte, blieb an seiner Seite und sein Mund quoll über von Lobsprüchen des Korans. „Vier Paradiese bietet die Erde als Vorschmack des himmlischen," endete der begeisterte Sarazene; „aber dieses, Damaskus, ist das erste davon."

Vergebens würden wir versuchen, unsern Lesern zu beschreiben, was Kenneth sah. Damaskus hatte damals mehr als achtmalhundert tausend Einwohner und war die herrlichste Stadt des sarazenischen Reiches. Zwei hundert meist prachtvolle Moscheen streckten ihre schlanken Thürme empor in die liebliche Bläue; dazu fehlte es nicht an Kastellen und an einer großen Menge anderer großartiger Gebäude, zwischen denen die kostbarsten Gärten lagen. Dazu die reiche Ueberfülle von Bewässerung, denn der Baradi, ein sehr starker Fluß, durchströmte damals wie heute noch die weitläufige Stadt in nicht weniger als sieben Armen und die herrliche fruchtbare Gegend, wohl eine weite Ebene, aber prangend in dem höchsten Schmuck und Reiz der allerwunderbarsten Fruchtbarkeit, in welcher die Stadt selbst lag wie der Brillant, den ein Ring von Smaragden umgibt.

Damaskus ist noch heute eine der bedeutendsten Städte des türkischen Paschaliks gleiches Namens in der Provinz Soristan. Sie hat viel von ihrer

ehemaligen Größe verloren, aber dennoch über 200,000 Einwohner, darunter gegen 20,000 Christen und viele Juden. Die meisten von ihren zwei hundert Moscheen stehen noch, und unter diesen zeichnet sich durch ihre kostbare Bauart und ihren Umfang die der Omjiaden aus, einst eine herrliche christliche Kirche, welche vom Kaiser Heraklius dem heil. Johannes erbaut wurde und in welcher das Exemplar des Korans aufbewahrt wird, welches im Besitze des Chaliphen Othman gewesen.

Auf diese herrliche Stadt zogen jetzt unsere beiden Reisegenossen zu. Sobald sie noch ein paar Stunden weit geritten waren, vereinigte sich ihr Weg mit der allgemeinen großen Heerstraße, die von Damaskus aus südlich läuft und diese reiche Handelsstadt mit Jerusalem, Kairo, Alexandrien sowohl als auch mit den reichen Handelsemporien am rothen Meere verbindet. Hier wimmelte alles von zu- und abströmenden Reisenden und sowohl Nureddin als auch sein europäischer Begleiter erregten die lebhafteste Aufmerksamkeit derer, an denen sie vorüberkamen.

Saladin residirte zu dieser Zeit in Damaskus und vermehrte nicht allein durch seinen eben so zahlreichen als glänzenden Hofstaat die Lebhaftigkeit der ohnehin schon sehr volkreichen Stadt, sondern seine Anwesenheit in Syrien rief auch alle Großen dieses Landes in seine Nähe und wurde die Veranlassung zu zahlreichen Gesandtschaften, welche aus Persien, Kleinasien, ja selbst aus Griechenland

herbeiströmten. Ueberdieß führte Saladin seine egyptische Leibgarde, eine prächtige und zahlreiche Reiterei mit sich. Daher von allen Seiten Zuströmen der Menschen, Lastthiere aller Art mit Lebensmitteln beladen, Fremde aus den entferntesten Gegenden.

Je näher die zwei Reiter der Stadt kamen, je dichter wurden die Menschenmassen. Es zeigten sich in den ersten breiten Strassen, die durch lauter mit hohen Mauern eingefaßten Gärten dahinführten, türkische Reiter und Schaarwächter, die zur Aufrechthaltung der Ordnung eben so nothwendig waren, als zur Bändigung der sich in wirrem Gewimmel umherwälzenden Volksmassen. Als Nureddin mit seinem Begleiter an dem eigentlichen Thore ankam, das durch mehrere starke runde Thürme, die über die Mauern erbaut waren, ziemlich gut vertheidigt wurde, verwehrte man ihnen den Eintritt. Nureddin befahl dem Befehlshaber der Wache, herbei zu kommen, nannte ihm seinen Namen und Stand und zeigte ihm ein Dokument, das er bei sich führte. Der Sarazene kreuzte die Hände über der Brust und verneigte sich tief und so ritten beide von einem Schwarm lärmender und tobender Gaffer gefolgt, in Damaskus ein.

Die morgenländischen Städte zeigen im Allgemeinen nichts in ihren Strassen, was denen der europäischen Städte gleichkäme. Während bei uns auf Breite und Regelmäßigkeit in der Anlage der Gassen gesehen wird, findet sich dort von einer so

wohlthätigen Fürsorge keine Spur, sondern es ist da fast Alles der Willkür oder dem Zufall überlassen. Die Hausbesitzer wenden bei uns viele Sorgfalt auf die Ausschmückung der Häuser von außen, wenn oft das Innere hie und da Unbequemlichkeiten oder Vernachlässigungen zeigt. Der Orientale dagegen kümmert sich wenig um das Aussehen seiner Wohnung von der Straße aus; was bei uns Facade ist, hält er für die Kehrseite. Man bemerkt deshalb an diesen Gebäuden von der Strasse aus nur wenige stark vergitterte Fenster, keinerlei Schmuck, gefängnißartige starke Thore und höchstens über denselben eine Holz- oder Marmortafel mit einem darauf geschriebenen Spruch aus dem Koran. Aller Schmuck und alle Pracht findet sich in den nach den Gärten und Höfen gelegenen Zimmern; aber er wird sorgfältig vor den Blicken der Neugierigen gehütet.

Am Ende jeder Straße ist ein mit Militär oder Scharwächtern besetztes Thor, das mit Einbruch der Dunkelheit geschlossen wird, eine Einrichtung, die bei Aufläufen eben so treffliche Dienste leistet, als sie die Geschäfte derer, die in der Nacht für die Sicherheit und Ruhe zu wachen haben, erleichtert.

Von großartigen Baulichkeiten kann demnach in den morgenländischen Städten keine Rede sein. Vielmehr bietet ihr Inneres den Anblick einer ruinenartigen Oede dar, denn hohe Haufen von Schutt und Koth, die Niemand wegschafft, dann die spinnenüberzogenen, schmutzigen, von Rissen zerspaltenen,

oft den Einsturz drohenden Mauern der Gebäude, tragen sehr viel zur Bestärkung in dieser Täuschung bei. Selbst ein Gegenstand der lebhaftesten Neugierde, zogen beide Reiter so eine gute Strecke in der Stadt dahin. Sie kamen über mehrere Brücken und freie mit schönen Bäumen bepflanzte Plätze, bis sie endlich vor jener ungeheuern und prächtigen Moschee der Omjjaden standen und hier einen Augenblick anhielten, um sowohl dieses herrliche Gebäude zu betrachten, als auch nach einem Führer sich umzusehen. Mehrere Lastträger standen an der Moschee und Nureddin rief einen von ihnen mit der Frage: wer das Haus Jussuphs ben Khaled zu zeigen vermöchte? Sogleich eilte Einer voran, und zwar so schnell, daß die Reiter ihre Rosse traben lassen mußten. Nur eine Straße mußte durchmessen werden, dann ging es über eine Brücke über den Hauptarm des Baradi und der Führer pochte an einem großen Hause, das mit seiner den Garten schützenden Seitenmauer fast die ganze Länge der Strasse, die hier natürlich nur aus einer Häuserreihe bestand, einnahm.

Nurreddin warf dem Taglöhner ein Geschenk zu. Bald erschien am Thor ein großer nubischer Sclave, der einen gewaltigen Stab in der Hand hielt und fragte nach dem Begehr der Fremden.

„Ist dein Herr anwesend, so melde ihm, der Emir Nureddin und der Franke, welcher ihm seinen Sohn Khaled zugesendet, kämen, ihn zu besuchen.“

Der Sclave zeigte grinsend vor Freude die Elfen=

beinzähne, lud unsere Reisegenossen ein, ins Haus einzureiten und auf seinen Ruf erschienen noch mehrere Sclaven, um die Rosse in Empfang zu nehmen. Er selbst verschwand im Innern des Hauses. Aber bald hörte man lautes Freudengeschrei. Kenneth erkannte die Stimme seines Findlings Khaled und hielt diesen, der sich vor Freude nicht zu fassen verwußte und auf ihn zuflog, einen Augenblick später in seinen Armen.

Bald nachher erschien ein Mann von kräftigem achtbaren Aussehen, Jussuph, Khaleds Vater, von seiner Gattin, Khaleds Mutter, begleitet. Der Knabe, der vor Freude überglücklich war, sprang auf seine Eltern zu und schilderte in syrischer Mundart alles, was er von seinen Freunden wußte und gesehen hatte. Sein Vater aber sprach ihn unterbrechend: Deine Freude macht dich vergessen, was du deinen Wohlthätern schuldig bist, Khaled. Gesegnet sei Euer Eintritt unter mein Dach, wendete er sich dann an den Emir und an Kenneth in arabischer Sprache. Alah hat mein Gebet erhört und zeigt mir den Retter meines einzigen Kindes. O Franke und Du, edler Emir, den ich dem Rufe nach schon kenne, seht hier einen Mann, der sich selbst, und alles was er besitzt, zu Euren Füssen wirft. Damit stürzte der Syrer zur Erde, umfaßte Kenneths und Nureddins Knie, während seine verschleierte Gattin und Khaled Freudenthränen weinten.

„Steh auf, mein Freund“ sagte Nureddin gerührt, indem er Jussuph erhob und umarmte.

„Nicht wir, Alah hat Dir dein Kind nur durch uns wieder gegeben. Möge nun Sein mächtiger Schutz nimmermehr von Dir und deinem Hause weichen.

Jusuph führte nun seine Gäste jeden in ein prächtiges Gemach, damit sie es sich bequem machen und sich von den Beschwerden der Reise erholen könnten und bat sie, dann im Garten zu erscheinen, um hier an dem für sie bereiteten Abendmahle theil zu nehmen.

Kenneth legte seine Rüstung und Waffen ab und zog einen einfachen enganschließenden Leibrock von blauem geschornen Sammet an, den er in seinem Mantelsacke bei sich fühte und den prächtigen Gürtel, den er von Khaled zum Geschenke erhalten hatte. So erschien er im Garten, woselbst ihn Khaled und dessen Vater empfingen. Freilich war jede Unterhaltung als die durch Zeichen, unmöglich, denn beide verstanden sich nicht, da Jussuph die Lingua franka unbekannt war. Jetzt aber erschien Nureddin in der reichsten und prachtvollsten Kleidung und nun kam durch seine Vermittlung bald eine anziehende Unterhaltung im Gang. Während des Abendmahles erschienen nach und nach eine Menge vornehmer Syrer, die von der Ankunft der Fremden gehört hatten und das Gespräch wechselte über die Begebenheiten auf dem Kriegsschauplatze und ähnliche Dinge. Kenneth hatte ungemein viel Unterhaltung bei dem unter den lebhaftesten Geberden geführten Gespräche der Syrer, während er selbst ein Gegenstand der

äußersten Neugierde und Bewunderung war, denn Nureddin hatte seinem Gastfreunde und dessen Gesellschaft eben einige der Thaten mitgetheilt, welche dem Leopardenritter unter den Sarazenen einen so hohen Ruf der Tapferkeit verschafft hatten.

Das Mahl war vorüber, und Nureddin bat seinen Gastfreund um einen Führer zum Hoflager des Sultans. Während Jussuph sich sogleich selbst bereit erkärte, seine Gäste dahin zu begleiten, bat der Emir unsern Freund Kenneth, sich zu waffnen, damit er vor Saladin in voller Rüstung erscheinen könne. Eine Menge Diener hatten Kenneths Rüstung bereits wieder blank geputzt und wieder in guten Stand gesetzt. Die Pferde waren gesattelt. Jussuph bestieg das seinige und so ritten die drei Männer durch das schon dunkelnde Damaskus nach der Citadelle, einem weitläufigen festungsartigen Gebäude mit ausgedehnten Höfen und Gärten, welches Saladin bewohnte.

Zehntes Bild.

Der Sultan von Egypten. Kenneth geht als sein Gesandter zu Richard von England.

Das große Gemach, in welches unsere Reisenden geführt wurden, wimmelte von Hofleuten und hohen Würdenträgern des Sultans. Allein nichts verrieth außerdem, daß es zur Hofhaltung eines

so reichen und mächtigen Fürsten gehöre. Die Wände waren blos geweißt, und zeigten nichts als Waffen, die an ihnen hingen oder lehnten. Alles hatte hier ein militärisches Aussehen; nichts war geschmückt, als allein die Männer und die Waffen, welche sie trugen.

Kenneths Eintritt erregte allgemeines Aufsehen. Sein edler männlicher Anstand und seine kraftvolle Gestalt wurden insgeheim bewundert und unser Freund bemerkte von all diesen erprobten Kriegern keinen Blick, der gehässige Feindschaft verrieth, sondern allein eine verzeihliche Neugierde, die eben so bald gesättigt schien. Nureddin empfahl ihn einem alten Krieger bis zu seiner Rückkehr und der Leopardenritter hatte nun Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß diese „Barbaren" es eben so gut, ja wohl besser verstanden, im Gespräch alles Verletzende zu vermeiden, als die Europäer. Er vergaß fast, daß er hier als Gefangener stand und fühlte sich eben so ruhig und sicher, als weile er am Hoflager Richards und umgeben von dessen ihm wohlbekannten Baronen.

Man trug ein Tischchen vor ihm auf, auf dem einige Leckereien standen und eine silberne Flasche nebst einem Becher aus demselben Metall. Da Kenneth bereits gespeist hatte, so schien er keine Lust zu haben, etwas davon zu berühren. Allein der alte Sarazene, der an seiner Seite saß, sprach heiter:

„Tapferer Franke, wir trinken zwar keinen Wein,

da uns der Prophet diese Gabe der Natur verboten hat. Aber die Keller dieser Burg bergen demungeachtet manche köstliche Weinsorte. Nimm diesen Becher und labe dich; denn nicht überall dürfte sich hier eine ähnliche Gelegenheit finden."

„Bei St. Dionys!" rief Kenneth lächelnd, „seit länger als acht Tagen sah ich keinen Tropfen Wein; am allerwenigsten aber hätte ich erwartet, hier am am Hoflager des mächtigsten muselmännischen Fürsten dieses köstliche Getränk zu finden. „Nun, sprach er, indem er den Becher hob, „ich leere ihn auf das Wohl Saladins. Möge er lange und glücklich leben!"

Der alte Sarazene lächelte beifällig und sprach: „Dein Wunsch ist gut. Fürsten stehen über den Kämpfen der Völker, wie die Palme über dem niedern Walde. Der Zwist, der diese trennt, darf die Könige nicht erreichen und Ehrfurcht vor den Königen muß bestehen, selbst in den Reihen der Feinde!"

„So trinke dann auf das Wohl Richards von England!" sagte Kenneth heiter, „indem er den Becher füllte und ihn dem Sarazenen darreichte.

Dieser aber wies denselben sanft zurück, rief einem Sclaven, der ihm dann einen ähnlichen Becher mit einem köstlichen rosenduften Getränk*) gefüllt, reichte und leerte ihn, nachdem er gesagt hatte: „Alah erhalte Melec Rich gesund und verlängere seine Tage bis zum fernsten Ziel des Lebens!"

*) Scherbet.

„Ha, ein trefflicher Trinkspruch" sagte Kenneth heiter, „nur eine rechte Würze fehlt ihm."

„Und diese wäre?" fragte der Sarazene.

„Der Wein!" sprach Kenneth, indem er sich noch einen Becher von dem feurigen Getränk füllte; „fühlst du, tapferer Emir, wie er duftet? Wo mag wohl diese kostbare Sorte gezogen werden?"

„Er ist aus der Traube von Cypern gekeltert" sprach der Sarazene, der trotz des Verbotes, das ihm den Genuß des Weines untersagte, dennoch mit den verschiedenen Sorten sehr gut bekannt zu sein und ihre Güte wurdigen zu können schien.

„Ja, diese Insel bietet köstliche Naturprodukte dar; ich habe sie gesehen, denn ich war beim Sturme, als wir die Hauptstadt nahmen und dann das ganze schöne Land eroberten. Es waren dort meine ersten Kriegsthaten im Orient."

Der Sarazene schwieg, da das Gespräch auf das Gebiet der Politik hinüber streifen wollte und fragte nach einiger Zeit: „Sage mir, tapferer Ritter, wie alt ist Melic Rich?

„Noch hat er sein sechs und dreißigstes Jahr nicht vollendet, denn während er 1157 geboren wurde, schreiben wir erst 1192."

„Und doch erschallt die Welt schon von seinem Ruhme!" sprach der Sarazene nachdenklich. „Wie ist sein Aussehen?"

„Der König ist ein junger Mann von meiner Größe, schlank gewachsen, aber erstaunlich stark. Sein

Haupt ist mit langem blondem Haar bedeckt, seine Gesichtsfarbe ist weiß, sein großes Auge ist blau. Er hat breite Schultern, eine starke Brust, lange Arme und im Zorne ist er fürchterlich anzusehen. Kein Mensch kann dann seinen Blick ertragen. Unter den Tapfern ist er der stärkste und tapferste, das leuchtende Vorbild des echten untadeligen Ritterthums, der Fürst der Helden und die Krone der Fürsten."

Diese begeisterte Beschreibung des englischen Königs ward unterbrochen von Nureddin, der zu den sich Unterhaltenden mit den Worten trat: „Ritter vom Leoparden, Du wirst vor das Angesicht Saladins treten!"

Kenneth stand rasch auf, stürzte den Helm über, gürtete das Schwert fest und schritt in seiner schweren Eisenrüstung mit festem Tritt klirrend durch die Reihen der Sarazenen hin, die seine kraftvolle Gestalt bewunderten. Ein Vorhang wurde vor ihm gelüftet und er sah sich mit Nureddin in einem schönen von steinernen Pfeilern gestützten Bogengang, der nach einer Seite in den Garten offen war, während auf der andern Seite der Blick im Vorübergehen in hell erleuchteten Zimmern sich verlor, in welchen man überall mehr oder weniger zahlreiche Gruppen reichgekleideter Männer auf die mannigfaltigste Weise beschäftigt sah. Zwischen den Bäumen im Garten hingen farbige Lampen, die eine angenehme Helle verbreiteten. Am Ende des Ganges, den Kenneth mit seinem Führer Nureddin durch-

maß, strahlte aus einem blendend erleuchteten Gemach das hellste Licht. An der zu demselben führenden Thüre hielten zwei schwerbewaffnete Araber mit ihren krummen gezogenen Damaszenersäbeln Wacht. Auf ihre Schilde waren goldene Schriftzüge eingeschmolzen; es waren Leute aus der Leibgarde des Sultans, denen die Bewachung seiner Person anvertraut war.

Einer von diesen Soldaten flüsterte Nureddin ein paar Worte zu. Es war so eben eine Person bei Saladin, die bei ihm eine Bitte anbrachte. Der Emir flüsterte: „Noch einen Augenblick, wir werden dann gerufen werden.“

Eine tiefe Stille herrschte in diesem Theile der Burg. Wir benützen diese kurze Pause, um unseren Lesern einige nöthige Notizen über den mächtigen und berühmten Monarchen, den sie jetzt kennen lernen werden, zu geben.

Saladin, auch Saladdin, eigentlich Salah eddin Jussuph Ebn Ayub, Sultan von Egypten und Syrien, war der Sohn eines kurdischen Kriegers und auf dem Schlosse Takrit, wo sein Vater Befehlshaber war, geboren. Seine ersten kriegerischen Thaten verrichteten er unter seinem Vater und seinem Oheim Schirkuh. Nach mancherlei Schicksalen gelangte er endlich zur Herrschaft in Egypten, nachdem er sich die Anhänglichkeit und Liebe der Soldaten in solchem Maße erworben, daß sie ihm unerschütterlich treu blieben. Früher dem Wein und Spiel ergeben, ward er nun plötzlich

einer der strengsten Beobachter der Vorschriften des Korans. Nachdem er die Liebe des egyptischen Volkes durch eine milde und weise Regierung erworben hatte, dehnte er seine Herrschaft auch über Syrien aus und ward in diesen Provinzen vom Kaliphen Nasser als Oberherr und Sultan bestätigt. Saladins ganzes Streben ging nun dahin, die Christen wieder aus Palästina zu vertreiben. Nachdem er zum Kriege gegen sie dadurch, daß sie die Karavane von Mekka treulos überfallen und beraubt hatten, einen gerechten Vorwand bekommen, begann er 1187 den Krieg, eroberte einen festen Platz nach dem andern, schlug in der Ebene von Tiberias das christliche Heer, nahm den König von Jerusalem, Gui von Lusignan, nebst einer großen Menge von Tempelherren, Johannitern und andern Rittern gefangen und eroberte noch in demselben Jahre Jerusalem, das sich ihm auf billige Bedingungen ergab. Er hielt sein Wort getreu, wie er es denn auch Zeitlebens that und sich stets durch eben so große Einsicht und Tapferkeit als Gerechtigkeit auszeichnete.

Ein Mollah (mohammedanischer Priester) und ein alter Mann in ärmlicher Kleidung, beide von einem Hofbedienten geführt, traten jetzt aus dem blendend erleuchteten Gemach. Der Hofbediente winkte und Nureddin trat mit Kenneth in das Zimmer ein.

Auch dieses Gemach war blos weiß angestrichen. Im Hintergrunde zeige sich eine Art Ruhebett; an den Wänden zogen sich gepolsterte mit grünem Le-

der überzogene niedere Sitze hin. In der Mitte aber stand ein Tisch, auf dem sich ein Schreibzeug nebst vielen Pergamenten und Papierrollen befand. Eines dieser Pergamentbücher glänzte von Gold und Edelsteinen; es war eine kostbare Abschrift des Korans, deren sich der Sultan bediente. Daneben lag ein Rosenkranz von Perlen, deren keine unter der Größe einer Flintenkugel war. Unter diesen prachtvollen Andachtszeichen des Herrschers lag sein Schwert, ein Säbel, der von Gold und Edelsteinen strahlte.

All dieses aber bemerkte Kenneth erst später; seine ganze Ansmerksamkeit ward von einem Manne erregt, der etwa zwei Schritte seitwärts von diesem Tisch stand und die Eintretenden mit neugierigen Blicken überflog, nämlich vom Sultan Saladin selbst.

Dieser gewaltige Krieger und mächtige Fürst stand damals in seinem fünf und fünfzigsten Lebensjahre. Aber keine, auch nicht die mindeste Spur an ihm verrieth, daß er bereits so hoch in der Reihe des menschlichen Alters angelangt wäre und so schwere Mühen und Beschwerden erduldet.

Seine Gestalt war majestätisch und schlank. Sein Haupt glich dem des Löwen; eine Fülle schwarzer Haare, die er bis zum Ende des Halses wachsen ließ, hing ihm über den Nacken hinab; ein glänzend schwarzer Bart floß auf seine mit einer goldgestickten Weste bedeckte Brust. Ueber seine schöne, glatte, weiße Stirne liefen in lieblichem Bogen die langen, starken, schwarzen Augenbrauen und hoben

das Feuer seiner großen glänzenden Augen noch mehr. Seine Kaftan war von Gold- und Juwelendurchwirktem Purpur. Aus demselben kostbaren Stoff bestanden eine Art Kamaschen, mit denen seine Beine bis zum Fuße hinab bedeckt waren. Den Turban hatte er abgenommen und auf den Sitz an der Wand gestellt. An der Vorderseite dieser seiner Kopfbedeckung warf ein einziger Diamant von der Größe eines Taubeneies allen Glanz der Sonnenstrahlen und alle Farben des Regenbogens zurück.

Saladin winkte Nureddin, der sich vor ihm niedergeworfen hatte, aufzustehen und sah Kenneth lächelnd an, als fühlte er ein geheimes Vergnügen, diesen tapfern Mann unverletzt vor sich zu haben.'

Kenneth hatte ein Knie vor dem Sultan gebogen und blieb in dieser Stellung. Der Sultan trat ihm nur einige Schritte näher und sprach:

„Erhebe Dich, Ritter vom Leoparden. Saladin sieht es nicht gerne, wenn tapfere Gegner, die seinen Heeren so oft schon die Spitze geboten, vor ihm knien.“

Kenneth stand auf und sah dem Sultan mit aller Ehrerbietung, aber auch mit allem Freimuth eines Mannes, den die Gegenwart von Fürsten nicht bedrückt, ins Antlitz.

„Man hat Deine Thaten vor mir gerühmt und mir gesagt, daß Du von meinem tapferen Gegner, dem König von England, eines besonderen Vertrauens gewürdigt seiest. Aus diesem Grunde wünschte ich, Dich bei mir zu sehen und da dies auf ande-

rem Wege nicht wohl möglich gewesen wäre, ohne Deine Ehre bloszustellen, so ließ ich Dich Deiner Freiheit berauben. Doch nimm hiemit von mir die Versicherung, daß es nur auf kurze Zeit geschehen soll. Nureddin wird Dir das Weitere mittheilen."

Kenneth verbeugte sich tief bei diesen Eröffnungen und der Sultan fuhr fort:

„Die Verhältniße, welche die Trennung des christlichen Heeres veranlaßten, sowie insbesondere Richards jetzige Stellung und seine Streitkräfte sind mir vollkommen bekannt. Eben so gut weiß ich, daß nach der Abreise der Fürsten von Frankreich und Oestreich die Haupthinderniße beseitigt sind, welche sich bisher der freien kriegerischen Thätigkeit des Königs von England in den Weg gestellt haben. Der Krieg wird nun ohne Zweifel eine andere Gestalt gewinnen und die Sache um ein Großes der Entscheidung näher rücken. Allein ich würde im Besitze einer für diese Gegend und diesen Krieg weit zuverlässigeren und stärkeren Macht unrecht handeln, versuchte ich nicht vor der Entscheidung durch die Waffen noch den Weg gütlicher Unterhandlung. Aber ich wünsche nichts mit dem Fürstenrathe der Kreuzfahrer zu thun zu haben, dessen langweilige Unentschiedenheit ich verabscheue, sondern allein mit Richard. Du sollst nun zwischen mir und ihm den Vermittler machen und zu diesem Zwecke allein habe ich Dich hieher bringen lassen. Willst Du dieses

Amt auf Dein Ritterwort und Deine adelige Ehre getreu versehen?"

„So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium!" sagte Kenneth rasch.

„Schwöre nicht!" sagte der Sultan ernst, „es genügt Dein Wort allein in dieser Sache. Vernimm nun, in wiefern Du sowohl mir, als auch dem König von England, endlich aber der Menschheit überhaupt, gute Dienste leistest, wenn Du Dich mit Eifer und Verstand bestrebst, das, was ich Dir auftrage, zu verrichten."

Der Sultan entwickelte nun die Lage der Dinge mit einer außerordentlichen Klarheit und obgleich es für unsern Freund schmerzlich war, so sah er sich genöthigt, Saladins Schlußworten innerlich beizustimmen. Der Sarazenenfürst endete nämlich:

„Dieses ist die richtige Darstellung der Verhältniße. Ich habe mich außerhalb derselben gestellt und unendlich viele Vortheile, welche uns begünstigen, unerwähnt gelassen. Auch dessen habe ich nicht gedacht, daß sie uns im Kampfe zu gut kommen müssen, während alles, Klima, Nahrungsmangel, Mangel an Futter für Eure Pferde, Abneigung der Bewohner und tausend andere Dinge gegen Euch sind. Auch des Glückes habe ich nicht gedacht, das uns begünstigen könnte. Der Kampf wird schwer werden; man kann uns in Schlachten überwinden, aber im Kriege ist gewiß, wenn auch erst nach langer Zeit, der Sieg auf unserer Seite und unzählige Menschen, unendlich viel

Geld wird von den Kreuzfahrern umsonst geopfert sein."

„Es kommt nur darauf an, dieses dem Könige von England, dessen Thatendurst ich kenne, klar vorzustellen. Er wird es lieber von einem tapfern Manne hören, als von einem Unterhändler und es gelingt vielleicht, diesem unseligen Streit durch einen für beide Theile guten Vergleich und Frieden beizulegen. Damit man aber nicht wähne, eine unedle Rücksicht sei der Beweggrund zu diesen Vorschlägen, so zeige ich mich zu einem Opfer bereit. Ich werde eine zwei Meilen breite Strasse von Jaffa aus über Ramla nach Jerusalem, sowie dieses selbst nebst einem zwei Meilen breiten Landbezirk rings um Jerusalem auf immer und ewig für neutrales Gebiet erklären und dieses soll allen Unbewaffneten, sowohl Sarazenen als Kreuzfahrern freistehen. Zur Aufrechthaltung der Ordnung wird eine gleiche Anzahl von Kreuzfahrern und Sarazenen dort sein und die Sicherheit der Wege wahren. Aber die Truppen müssen von beiden Seiten, nachdem sie ihren religiösen Gefühlen Genüge gethan, zur Heimath entlassen werden."

„Dieses Dokument enthält meine Vorschläge zur Beendigung des Kampfes ausführlicher und ist in König Richards eigne Hände niederzulegen. Du hast außerdem an den König von England meine fürstlichen Grüße zu überbringen und ihm zu sagen, wie sehr ich begierig bin, meinen tapfern Gegner

persönlich kennen zu lernen und ihm meine Achtung zu beweisen. Noch acht Tage gönne ich Dir Zeit, Damaskus zu besehen, und Dich mit Deinen Freunden zu ergötzen, und ich werde Dich vielleicht noch öfter rufen lassen, wenn es meine Zeit gestattet, mich mit Dir zu unterhalten."

Der Sultan trat mit majestätischem Anstand einen Schritt zurück. Kenneth schied voll Bewunderung von ihm, indem er das Knie beugte und dann mit seinem dem Herrscher einen größere Ehrenbezeugung durch Niederwerfen aufs Antlitz erweisenden Freunde Nureddin das Gemach verließ.

Werfen wir wieder einen Blick in König Richards Zelt. Wir finden daselbst eine ungemein große Thätigkeit. Offiziere und Ritter kamen und gingen, mit Aufträgen und Befehlen der verschiedensten Art. Man erwartete täglich aus Europa eine Flotte, welche die großen Hebel des Krieges, Geld und Menschen, an denen es sehr zu fehlen begann, bringen sollte. In dieser Hoffnung, nun bald zu neuer Thätigkeit und neuen Thaten gerüstet zu sein, entfaltete Richard alle Mittel seines großen kriegerischen Genius und setzte alles in Bewegung, um nach dem Eintreffen der gehofften Unterstützungen keinen Augenblick weiter verlieren zu müssen.

Nassara, welches die Reiterei, wie wir oben erzählt, genommen, mußte inzwischen wieder aufgegeben werden, weil es weder die Vortheile bot, die man sich von seinem Besitze versprochen hatte

noch mit Sicherheit behauptet werden konnte. Denn Saladins Befehlshaber hatten die dort befindliche Reiterei so sehr vom Hauptheere abgeschnitten, daß man in den beiden Abtheilungen der christlichen Armee Tage lang ohne gegenseitige Nachricht war. Kamen aber solche nach langen Unterbrechungen nach Acre, so waren sie meist Hiobsbotschaften. Aber unter allem Schlimmen was Richard erfuhr, erregte nichts sein Bedauern in höherem Maße, als die Nachricht von Kenneths Tode, den man allgemein für einen der in dem oben geschilderten Gefechte Gebliebenen hielt. Durch einen gefangenen Araber wurde dieser Irrthum beseitigt. Derselbe diente in Nureddins Reiterei und erklärte mit Bestimmtheit, Kenneth selbst unverletzt gesehen zu haben. Auch erfuhr man durch ihn, daß der Leopardenritter nach Damaskus zum Sultan gebracht worden wäre.

Richard war herzlich über diese Kunde, deren Wahrheit nicht weiter bezweifelt werden konnte, erfreut. Er sendete deshalb den Sarazenen mit einem Briefe an den Sultan, in dem er sich erbot, für Kenneth sechs vornehme sarazenische Gefangene freizulassen, wenn ihm die Rückkehr zu den Kreuzfahrern gestattet würde; und dieser Bote gelangte am Tage vor Kenneths Abreise an Saladins Hoflager zu Damaskus.

Saladin ließ Kenneth am Abend vor seiner Abreise zur Abschiedsaudienz rufen, beschenkte ihn mit einem prächtigen Pferd, mit einer eigens für ihn

angefertigten kostbaren mit Gold eingelegten Rüstung sammt den dazu gehörigen damascenischen Waffen, unter denen ein Schwert mit goldenem Hefte und einer Degenklinge von unschätzbarem Werthe sich befand. Der Sultan war heute besonders gnädig gegen unsern Freund und händigte ihm sein Schreiben an den König von England ein, das in einem herrlichen mit Gold und Elfenbein eingelegten Kästchen lag, in welchem es überdieß in einer Kapsel von Goldblech, die von arabischen Charakteren bedeckt war, steckte.

Nureddin war sein Begleiter bis zu König Richard. Außerdem aber wurde beiden eine aus vierzig Mann bestehende sarazenische Musik mitgegeben, die auf silbernen Instrumenten ihre wilden Weisen ertönen ließ, und als Ehrenwache eine Schaar der Leibwache des Sultans, so kostbar beritten, bewaffnet und gekleidet, daß sie Kenneths laute Bewunderung erregten. Auf einer großen Anzahl von Kameelen wurden prächtige Zelte mitgeführt und alle nur erdenklichen Bedürfniße für die Reise und den Aufenthalt in König Richards Lager.

„Ich vertraue Deinem gutem Willen, mir und dem Könige von England zu dienen" sprach Saladin zu Kenneth, als er ihm alles übergeben hatte. „Die Zukunft liegt verschleiert vor uns. Doch gelingt, was ich unternommen oder gelingt es nicht; so kehre wieder zu mir zurück."

„Ew. Majestät", sprach Kenneth gerührt, „mit dem Vertrauen eines so mächtigen Monarchen beehrt

und von seinen Wohlthaten überhäuft, würde ich weder dankbar, noch ehrenwerth sein, fühlte ich nicht die Pflicht, alles, was in meinen geringen Kräften steht, zu thun, um Ihren Befehlen nachzukommen. Ich werde zurückkehren, will es Gott! mit solchen Nachrichten, die Ew. Majestät Wünschen entsprechen. Ich kehre zurück, denn als Gefangener ist dann hier mein Platz, bis König Richard Mittel findet, mich zu lösen. Gott segne Eure Majestät und gebe Ihnen langes Leben;"

Saladin lächelte und sprach, indem er Kenneth einen Brief überreichte: „Ich erhielt vor kurzer Zeit durch einen Boten von König Richard dieses Schreiben. Lies es und sei über Dein Schicksal vollkommen beruhigt."

Kenneth ergriff den Brief und zog sich damit in eine entfernte Ecke des rings von strahlenden Lampen erleuchteten Saales zurück. Der Brief lautete:

„König Richard von England entbietet Sr. Majestät, dem Sultan Saladin von Egypten und Syrien Gruß und Frieden."

Das wechselnde Glück des Krieges ist einem unserer Ritter, den wir zu unsern lieben und getreuen Freunden zählen', untreu geworden und er ist von Deinen Kriegern am Fuße des Berges Thor gefangen genommen worden. Einer weitern Nachricht zu Folge soll er aus diesem Lande nach Syrien an Dein Hoflager in Damaskus gebracht worden sein."

„Obgleich nun dieser Ritter, Kenneth vom Leoparden genannt, keine bedeutende Befehlshaberstelle bekleidete, sondern nur eine Abtheilung leichter Reiter führte, so sind wir ihm dennoch wegen seiner Tapferkeit, seiner ritterlichen Gesinnung und vieler uns erwiesener guter Dienste zum Danke verpflichtet und ihm mit königlicher Huld und Gnade zugethan.“

„Von dem Wunsche erfüllt, sein Schicksal zu mildern und wenn möglich zum Besten zu lenken, erbieten wir uns, für ihn sechs sarazenische Emire, die sich als Gefangene in der Festung (d'Acre) befinden, freizugeben und ihn so aus der Gefangenschaft zu lösen, und werden wir diese an einem von Eurer Majestät zu bestimmenden Platze stellen.“

„Mit unserem königlichen Gruße zeichnen wir in Erwartung einer willfährigen Antwort“

„**Richard.**“

„Kenneth war bis zu Thränen gerührt und kehrte zu Saladin zurück, der ihm lächelnd den Brief abnahm und dann sagte: „Ritter Kenneth, Du bist als unser Gesandter frei. Sage dem König von England, daß Du dieses vom Augenblicke Deiner Gefangennahme an schon warest.“

Kenneth beugte das Knie, schied dann vom Sultan, und kehrte mit Nureddin zu Jussuph zurück, woselbst er mit seinem Nureddin den Abend bei der gastlichen Familie zubrachte. Khaled war betrübt,

seinen Retter morgen wieder scheiden zu sehen. Doch tröstete er sich mit der Hoffnung, daß derselbe bald wieder zurückkehren würde. Man saß bis tief in der Nacht unter den schattigen Bäumen des Gartens. Kenneth hörte die Wipfel der Palmen rauschen; sie schienen ihm von Glück und Ehre in der Zukunft zu sagen, von einer Zukunft, die dem jungen Manne nach so wunderbaren Schicksalen so rosig lächelte.

Nach einer kurzen Ruhe brachen Saladins Abgesandte, Kenneth und Nureddin, am folgenden Tage auf. Der glänzende Zug ging durch ungeheuere Volksmassen, welche die Neugierde zusammenrief, hinaus aus der Stadt, wo beide denselben Weg wieder einschlugen, der sie hierher geführt hatte.

Eilftes Bild.

Die Zusammenkunft Richards mit Saladin.

König Richard hatte die Insel Cypern, die das Kreuzheer auf der Herfahrt erobert hatte, für eine englische Provinz erklärt, und schon dadurch die Eifersucht der Franzosen gereizt. Als man auf den Boden des heiligen Landes trat, ward vor allem daran gedacht, den erledigten Thron von Jerusalem zu besetzen. Philipp von Frankreich wünschte diese Würde dem Markgrafen Konrad von Montferrat, Richard dagegen dem Guido von Lusignan. Hierüber kam es zur Spaltung im Kreuzfahrerheere, die in offenen Krieg auszuarten drohte. Richard gab, von mancherlei Rücksichten gedrängt, nach. Mont-

ferrat bestieg mit seiner Bewilligung den Thron; aber dafür belehnte er Lusignan mit der Insel Cypern. Als nun endlich Oestreich von Richard gekränkt ward, kehrte der französische König in sein Reich zurück. Zuvor aber mußte er eidlich versichern, daß er Richards Staaten bis zu dessen Heimkehr nicht angreifen wolle. Zehntausend Franzosen aber ließ er unter dem Herzog von Burgund in Palästina zurück, und Geld und weitere Kriegsbedürfnisse versprach er zu liefern. Dieses war die Lage der Verhältnisse, als Philipp von Frankreich und Leopold von Oestreich Palästina verlassen hatten. Alle Macht lag nun allein in den Handen des Königs von England. Nassara (das alte Nazareth) war gefallen; ebenso Cäsarea. Obgleich das erstere nicht behauptet werden konnte, so war doch eine Lehre gegeben, die, sich zuerst der Küstenpunkte zu versichern. Saladin ahnete den Plan seines Gegners; er suchte zu unterhandeln und zwar auf so edle fürstliche Weise, wie wir oben geschildert haben.

Mit Entwürfen beschäftigt und die Zahl seiner Kräfte bemessend saß König Richard in seinem Zelte, während im Lager ein rüstiges Treiben herrschte und alles sich auf den nahe beginnenden Kampfe freute. Da ertönten plötzlich die wilden rauschenden Klänge einer arabischen Musik, und einer der wachehaltenden Ritter trat ins Zelt und meldete: „Ew. Majestät, eine arabische Gesandtschaft des Sultans Saladin ist angelangt.“

Der König erhob sich neugierig und sprach: „Laß Anstalten zu einem würdigen Empfang und zur kostbarsten Bewirthung der Sarazenen treffen und sende nach den Baronen, damit sie eiligst erscheinen.“

Die Kammerdiener eilten herbei, waffneten den König, so daß er bald in dem glänzenden wie Silber funkelnden Stahlharnisch da stand. Die Musik kam inzwischen immer näher, bis sie in den von den Leibgarden des Königs umgebenen weiten Platz einritten und sich hier in schöner Ordnung aufreihten. Die ungeheuern Menschenmassen, welche den glänzenden Zug bis hieher begleitet hatten, wurden von den königlichen Wächtern in bescheidener Entfernung gehalten, und das Geräusch drang kaum gedämpft bis zu dem königlichen Zelte heran.

Richard hatte Befehl ertheilt, die Sarazenen sogleich zu ihm zu führen; aber wer malt sein Erstaunen, als er neben einem kostbar gekleideten Emir, unserm wohlbekannten Nureddin, seinen schmerzlich vermißten Leopardenritter Kenneth im Zelte eintreten und vor ihm aufs Knie sinken sah.

„Bei der Krone und unverletzlichen Ehre von England, bei meinen Verfahren! Kenneth! Ists dein Schatten, oder bist du es wirklich?“ rief der Monarch fast überlaut, ohne sein Vergnügen zu verhehlen.

„Ew. Majestät, es ist Euer treuer Leopardenritter. Wie reich fühle ich mich durch die Gnade und das Wohlwollen, das Ew. Majestät für mich

geringen Mann zeigen, belohnt?" sagte der Ritter, indem er die ihm dargebotene Hand des Königs ergriff und küßte.

„Bei St. Dionys, das ist ein schöner Tag für mich! Sei mir willkommen und erhebe dich. Wen bringst du uns mit?

„Ew. Majestät, es ist der Emir Nureddin, der tapfere Befehlshaber der sarazenischen Reiterei. Wir kommen als Gesandte Sr. Majestät des Sultans Saladin von Egypten und Syrien und bitten um gnädiges Gehör."

„Wie, Du Saladins Gesandter? Welch' Wunder!" rief der König erstaunt.

Indem trat de Vaux ein und ihm folgten der Herzog von Burgund, mehrere Bischöfe und Erzbischöfe, dann die Grafen von Dreux, Clairmont, Sancerre, Blois, Perche, Champagne und andere vornehme englische und französische Herren, welche alle mit höchster Neugier auf Kenneth und seinen Begleiter sahen.

„Seht, edle Kirchenfürsten, Herzoge und liebe getreue Barone, hier kehrt unser Lebensretter Kenneth aus sarazenischer Gefangenschaft als Gesandter des Sultans Saladin zu uns zurück. Ich ließ Euch rufen, damit Ihr Zeuge von dem seid, was uns der Beherrscher von Syrien und Egypten kund thun lässet."

„Verzeihung, Ew. Majestät, der Sultan wünscht, daß seine Botschaft nur das königliche Ohr Richards von England allein erreiche."

„Also hast du mir Mittheilungen zu machen, welche nicht die Sache, um deren willen wir hier sind, sondern mich persönlich betreffen?“ fragte der König.

„Dieses muß ich der Entscheidung Ew. Majestät überlassen“, sprach Kenneth.

„Wohlan, so theile uns vorher mit, wie du mit Saladin in so nahe Verbindung kamest, daß er dich mit einem so ehrenvollen Auftrag betraute“, sagte der König.

„Hierüber mögen Ew. Majestät gestatten, daß mein Freund und Mitgesandter Nureddin Bericht ertheile.“

Richard wendete sich gegen diesen und betrachtete ihn mit großem Interesse. Auch die hohe Versammlung wendete ihre Blicke nach dem Emir, der die Lingua franka sehr geläufig sprach und begann:

„Großer König von England. Dein Diener, der Ritter vom Leoparden, ist uns, sowie alle tapfere Heerführer der Kreuzfahrer, die sich in den Gefechten gegen die Sarazenen auszeichnen, wohl bekannt gewesen. Ich lernte meinen Freund Kenneth näher kennen an einem Brunnen in der Wüste, wo er, auf einer Reise nach Jerusalem begriffen, Mittags rastete. Ich war sein Begleiter nach der heiligen Stadt und durch mich hat mein erhabener Herr, Saladin, nähere Nachrichten über den Leopardenritter erhalten. Mein erhabener Gebieter wünschte, einen der hervorragendsten Ritter, der

von den Strahlen deiner Gnade, o großer Melek Rich, beschienen wird, in seine Gewalt zu bekommen und ertheilte mir den Auftrag, dén Ritter vom Leoparden gefangen zu nehmen und ungekränkt und unverletzt vor ihn zu bringen.“

Eine allgemeine Bewegung machte sich in der Versammlung bemerklich und der König sagte lachend: „Das war eine mißliche Aufgabe, tapferer Emir, denn der da ist keine Fliege, die sich leicht fangen läßt.“

Nureddin lächelte und fuhr fort: „Wir wußten das. Allein Männer, die den Elephanten und den Löwen fangen, wissen auch den Leoparden zu bändigen. Durch List erreichten wir unsere Absicht, und obwohl sieben meiner tapfersten Krieger darüber das Leben verloren, so versicherten wir uns dennoch unseres Gefangenen.“

„Bei Gott, Du hast deine Haut theuer verkauft, „sprach Richard zu dem erröthenden Kenneth. Dieser aber fuhr jetzt fort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und sprach:

„Ich erhielt auf mein Ehrenwort meine Waffen wieder, Ew. Majestät, und wir beide, ich und Nureddin, reisten sofort eiligst nach Damaskus an das Hoflager Saladins. Der Sultan überhäufte mich mit Wohlthaten und so stehe ich als Gesandter vor Ew. Majestät.“

„Das ist eine romantische Geschichte“, sprach Richard erstaunt, „werth, in unsere Chronik eingetragen zu werden. Du mußt das Alles meinem

Kanzler getreu und ausführlich erzählen, damit er es aufschreiben kann. Wo ist Blondel? (der Minnesänger des Königs) Ruft ihn, daß er diese Geschichte in Reime bringe und zur Harfe singe."

„Ew. Majestät, gern bin ich bereit, diesen Befehlen zu gehorchen. Doch ich, ein geringer Mann, stehe hier im Auftrage eines mächtigen Monarchen und bitte deshalb Ew. Majestät vor allem um geheimes Gehör."

„Es ist dir sofort gewährt. Meine edlen Freunde, ich entlasse Euch mit der Versicherung meiner Huld und Gnade!" sprach der König zu den versammelten Fürsten, die sich in bitterem Unmuth entfernten, da der Anfang sie unendlich begierig gemacht hatte, das Weitere zu vernehmen.

Als sich das Zelt geleert hatte, nahm Richard auf einem Feldstuhle Platz und Kenneth begann „Sr. Majestät, der Sultan Saladin, Beherrscher von Egypten und Syrien entbieten dem erhabenen König von England und obersten Heerführer und Bannerherrn des Kreuzfahrerheeres ihren fürstlichen Gruß. Ich bin beauftragt, Ew. Majestät die volle Hochachtung und Bewunderung auszudrücken, welche Saladin gegen Sie empfindet und Ew. Majestät zu sagen, daß der Sultan von der lebhaftesten Begierde brennt, die persönliche Bekanntschaft des großen Richard Löwenherz zu machen."

„Bei Gott, der Sultan spricht mir aus der Seele. Dieß sind in der That meine eigenen Gedanken. Lange schon war es mein geheimer Wunsch,

ihn zu sehen, denn Saladin ist noch größer als sein Ruf!"

„Als Gesandter des Sultans" fuhr Kenneth fort, „habe ich Ew. Majestät ein Schreiben zu überreichen. Es findet sich hier in diesem Kästchen. Möge es Ew. Majestät gefallen, dasselbe mit diesem Schlüssel zu eröffnen."

Der König that es, zog die in Goldstoff gewickelte goldene Kapsel aus dem Kästchen und nahm das in derselben steckende Schreiben. Es war auf indisches Rosenpapier mit Gold geschrieben und ein köstlicher Ambraduft erfüllte nach der Eröffnung das Innere des Zeltes.

Richard übersah das Schreiben und fand, daß es arabisch war. Sofort wurde der Kanzler gerufen und mit Nureddins Beihilfe eine Uebersetzung anzufertigen. Es enhielt im Wesentlichen nach den Eingangsworten dasselbe, was Saladin Kenneth gesagt hatte; nur waren alle Punkte genau angeführt und auf einer beiliegenden Karte auf das sorgfältigste eingezeichnet.

So wenig Richard geneigt war, auf diese Vorschläge einzugehen, so sehr fühlte er sich durch die Zartheit, mit der Saladin die Unterhandlungen eingeleitet, geschmeichelt. Er besichtigte die Geschenke mit größtem Vergnügen und sprach sein Wohlgefallen unverholen darüber aus. Kenneth wiederholte nun alles, was Saladin ihm aufgetragen hatte und bemühte sich, die Sache so darzustellen, daß Richard dafür gewonnen würde. Der König

hörte ihm mit Wohlgefallen zu und sprach dann: „Diese Sache ist sehr wichtig und fordert in der That die reiflichste Ueberlegung. Doch kann ich mich darüber nur gegen Saladin selbst erklären. Darum lieber Kenneth, so ungerne ich Dich entlasse, mußt Du sofort wieder nach Damaskus reisen. Vernimm jetzt die Botschaft Richards von England:

„Entbiete dem Sultan unsern königlichen Brudergruß und versichere Sr. Majestät von unserer vollkommenen Hochachtung und Bewunderung, der wir dadurch Genüge thun wollen, daß wir Sr. Majestät vorschlagen, uns einen Ort zwischen beiden Heeren zu einer Zusammenkunft zu bezeichnen, woselbst wir in Begleitung unserer Würdenträger erscheinen und uns persönlich mit dem Sultan berathen werden. Ich werde Dir ein Schreiben an Sr. Majestät ausfertigen lassen, welches all unsere Wünsche genau ausdrücken und zeigen soll, wie begierig wir sind, uns der persönlichen Bekanntschaft unseres großen und mächtigen Gegners erfreuen zu können. Dir aber, Ritter Kenneth, sind wir in Huld und Liebe zugethan und werden Mittel finden, Dich für Deine guten Dienste zu belohnen. Wir sinnen nur darauf, wie es ganz zu Deinem Besten und wahren Wohl geschehen könne. Und nun, laß uns Deine Begleiter besichtigen."

Richard verließ, von Kenneth und dem Emir gefolgt, das Zelt, bestieg sein Schlachtroß und ritt

auf den Platz hinaus, wo er seine Barone noch fand. Auf dem freien Raume vor dem Zelte war die arabische Musik und die Reiterei des Sultans aufgeritten. Beim Anblick des Königs ließ die Musik ihre rauschenden Töne erschallen und die Reiter schwenkten unter jubelndem Geschrei ihre Waffen in der Luft. Richard ließ seinen Hengst langsam an ihnen hinab paradiren, dann die Reiter absitzen und jeden einzeln vortreten, um sie genau zu besehen. Zuletzt ließ er jedem ein reiches Geschenk einhändigen nnd dann wurde die kleine Schaar nach ihren Zelten entlassen, welche für sie auf einem großen freien Platze mitten im Lager aufgeschlagen und woselbst sie mit allen Bedürfnissen versorgt wurden. Kenneth uud Nureddin aber hatten die Ehre, an der königlichen Tafel speisen zu dürfen.

König Richard wollte nicht hinter Saladin zurückstehen und überhäufte deshalb Nureddin mit Ehren, Gnadenbezeugungen und Geschenken, eine Gnade, durch die sich der ernste Araber aufs höchste beglückt fühlte. Kenneth dagegen erregte überall Bewunderung durch seine Erzählungen. Der tapfere de Vaux aber schloß den jungen Ritter mit wahrhaft väterlicher Liebe an sein Herz und versicherte ihn in seiner derben Weise: „Bei St. Dyonis, wenn Ihr ein Engländer wäret, ich glaube, ich könnte Euch nicht väterlicher lieben!“

Am folgenden Tage reiste Kenneth wieder ab und acht Tage später fand die berühmte Zusammen-

kunft des Königs von England mit dem Sultan Saladin statt. Wir gehen über alle prächtigen Veranstaltungen, die zu diesem Zwecke auf beiden Seiten getroffen worden waren, hinweg. Der Ort war eine wüste Gegend genau im Mittelpunkte zwischen beiden Heeren, die acht Tage Waffenruhe hatten. Die Fürsten brachten ihre Würdenträger mit und ihre Leibgarden. Außerdem schlossen sich noch freiwillig eine Menge Personen an die Züge an, welche die Neugierde trieb. Daher erschienen auf dem bestimmten Platze große Menschenmassen und es bildete sich hier ein Lager, das an Größe dem eines bedeutenden Kriegsheeres nichts nachgab, aber die wunderbarsten Erscheinungen und Kontraste darbot. Man denke sich nur die seltsamen Gebilde orientalischen Geschmacks, orientalischer Sitten und deren auffallende Mischung mit den ritterlichsten Gestaltungen des Westens; dazu von beiden Seiten die ausgesuchteste Pracht und Herrlichkeit, denn obschon Saladin sowohl als Richard sich, wie in vielen Stücken, so auch darin glichen, daß sie an ihren Personen Einfachheit liebten, so gebot es doch die Würde, daß ihre Umgebungen sich ganz der hohen Stellung gemäß zeigten, die sie behaupteten.

Von Seite der Sarazenen war Nureddin mit Aufrechthaltung der Ordnung und Einrichtung des Lagers, von Seite Richards aber der Graf von Dreux, ein Edelmann von großer Gerechtigkeits=

liebe und der vollkommensten ritterlichen Gesinnung, beauftragt.

Die Kreuzfahrer gelangten zuerst auf den Platz, hatten also das Vergnügen, Saladins prachtvollen Aufzug zu sehen, ein Schauspiel, das allein der weiten Reise werth war.

Nach kurzer Rast traten Richard von England und der Sultan in ein zwischen beiden Heeren liegendes kleines aber sehr kostbares Zelt und hier fand die beabsichtigte Verhandlung zwischen den Herrschern statt. Es ist bekannt, daß sie zu keinem Ziele führte. Aber sie hatte doch die gute Folge, daß die beiden großen Gegner einander persönlich kennen und schätzen lernten, sich an einander freuten, und daß von nun an die Kriegführung mit mehr Rücksichtnahme auf jene allgemein gültigen Regeln der Humanität und des Völkerrechts geübt wurde.

Am folgenden Tag fand noch ein kostbares Mahl statt, welches die beiden Fürsten, dann ihre vornehmsten Würdenträgr an einer Tafel vereinigte. Dieses war jene berühmte Gelegenheit, wo König Richard Beweise seiner außerordentlichen Kraft ablegte, indem er mit seinem Schwerte Eisenstangen zerhieb und dergleichen ungewöhnliche Dinge verrichtete.

Saladin soll aber seinen Säbel gezogen und eines der kostbarsten Kissen mit demselben durchschnitten haben, so daß es in zwei gleiche Theile gespaltet war, eine in ihrer Art nicht minder wunderbare Sache. Die Fabel hat außerdem noch eine

große Menge anderer außerodenlicher Dinge hinzugefügt, welche sich bei dieser Gelegenheit zugetragen haben sollen; allein die Geschichte sagt uns nur, daß Saladins und Richards Zusammenkunft sonst keine Folge hatte, als daß der Krieg unmittelbar nach derselben um so heftiger entbrannte. Richard brach bald hernach auf nach Cäsarea. Bei Assur trafen die Kreuzfahrer auf Saladins Heer und erfochten über die Sarazenen einen glänzenden Sieg. Richard besetzte hierauf Joppe, Askalon und andere von den Sarazenen verlassenen Plätze und bedrohte Jerusalem, als plötzlich Montferrat, König von Jerusalem, zu Tyrus von einem Assasinen ermordet ward. Richard verlieh nun die erledigte Krone von Jerusalem aus eigener Machtvollkommenheit seinem Schwestersohn, dem Grafen Heinrich von Champagne und beleidigte dadurch den König von Frankreich aufs Höchste. Es verbreiteten sich in Europa gehässige Gerüchte, als habe Richard den Montferrat ermorden lassen. Philipp aber rüstete sich, die Staaten Richards anzugreifen. Dieser Umstand, Proviantmangel, und die schlimmen Nachrichten aus England bestimmten Richard zur eiligsten Rückkehr. Er schiffte sich am 8ten Oktober 1192 zu Ptolemais nach Korfu ein. Weil er aber nicht wagte, den Weg durch Frankreich zu nehmen, gedachte er durch Italien und Deutschland als Pilger verkleidet zu reisen. Indessen wurde er durch einen Sturm an die östreichische Küste bei Aquileja geworfen. Kurz

entschlossen wollte nun Richard durch das östreichische Gebiet reisen, obwohl ihn seine Begleiter de Vaux und Kenneth durch alle möglichen Vorstellungen davon abzubringen suchten. So ging dann dieser unglückliche König seinem Schicksale entgegen.

Trotz Richards Tapferkeit, trotz allen trefflichen Anstalten, welche dieser muthvolle König getroffen hatte, trotz allen Bemühungen und ungeheuern Anstrengungen war also der Feldzug nach Palästina abermals fruchtlos geblieben und Saladins Wort: „Wir werden in Schlachten wohl, aber im Kriege nie besiegt werden," in Erfüllung gegangen. Richard entschloß sich endlich, auf Saladins Vorschläge einzugehen und der letzere wurde nur durch die persönliche Hochachtung gegen den König von England bestimmt, den Christen die Küste von Jaffa bis Tyrus einzuräumen und sich mit den übrigen Theilen von Palästina zu begnügen. Außerdem wurden den Christen mancherlei Rechte eingeräumt, insofern sie als Wallfahrer dahin kämen. Bewaffneten aber war und blieb die heilige Stadt verschlossen.

Saladin starb bald nach Richards Abreise zu Damaskus. Er war unstreitig der größte aller sarazenischen Regenten, ein eifriger Muselmann, und dennoch mild und tolerant gegen Andersgläubige; ein strenger gewaltiger Herrscher, aber voll Einsicht und Gerechtigkeit gegen seine Unterthanen. Nie hat er sein Wort gebrochen, selbst gegen seine

Feinde hielt er es mit der größten Treue. Er hinterließ siebenzehn Söhne und eine Tochter und war der Stifter des Hauses Ajub.

Zwölftes Bild.

Der Ueberfall und die Gefangenschaft des Königs.

Es scheint in den Geschicken mancher Menschen ein unheimliches Verhängniß zu walten und geringe Ursachen führen oft die schlimmsten Verwicklungen und Mißverhältniße, das bitterste Unglück und Elend herbei. Ein solcher Mensch war Richard von England. Seine Geschichte steht vor unsern Augen wie ein Gemälde, in dem die grellsten Lichter mit den düstersten Schatten wechseln und so sehr uns einzelne Züge anziehen, so viel Liebliches, Erhabenes, Ritterliches in einzelnen Perioden liegt, so hart stoßen uns wieder andere Scenen zurück, so sehr erregen wieder die späteren Verhältniße, in denen er lebte, unsere Theilnahme und in mancher Hinsicht unser Mitleiden.

Es würde aber der ganze Zweck unserer Bemühungen von vornherein verfehlt sein, befriedigte Richards merkwürdige Geschichte nur allein unsere Neugierde, wären diese Bilder nur aufgestellt, um dem müssigen Geiste leichte Beschäftigung zu geben. In der Weltgeschichte zeigt sich die gerechte Fügung Gottes und insbesondere klar tritt dieser leitende Fin-

ger der göttlichen Gerechtigkeit in Richards Leben hervor.

Sein höchstes Streben war der Ruhm; sein Selbstvertrauen war unbegrenzt, sein Stolz übermäßig groß. Seine Unterthanen verachtete er; und weil er zur Führung seiner schweren Kriege Geld im Uebermaße bedurfte, so ließ er dasselbe auf eine unverantwortliche Weise von seinen Unterthanen erpressen. So sehr er also wegen seiner Tapferkeit bewundert wurde, so wenig Liebe hat er sich erworben und bei seiner Regierungsweise erwerben können.

Dieser stolze König wurde schwer gedemüthigt; aber die rechte Frucht, welche die dem Menschen vom Himmel gesendeten Leiden und Züchtigungen tragen sollen, erkannte er nicht und ging auch an ihr achtlos vorüber. Mögen nun unsere Leser selbst mit prüfendem Auge die Spuren der strafenden Hand der Vorsehung in Richards ferneren Schicksalen verfolgen.

Ein kleines Schiff schwankte in gefährlicher Lage auf den stürmischen Wellen der tobenden See. Von ferne zeigte sich schon die felsige Küste eines Landes, die wegen ihrer gefährlichen Brandungen den Schiffern nur allzuwohl bekannt war. Es finden sich nur wenige Häfen an diesem berüchtigten Gestade; die meisten haben nur enge und gefährliche Einfahrten. Allein die Noth gebot, sich des ersten besten zu bedienen, dem man nahe kommen konnte, denn der Sturm stieg von Augenblick zu

Augenblick und drohte, das Schiff zu entmasten und dann auf die Riffe zu werfen. Schon verzagten die feigen Seeleute; schon ergriffen sie statt der Segeltaue die Rosenkränze, um Gebete statt der Arbeit zu verrichten und Gelübde zu den Heiligen zu senden, statt mit männlichem Muth der Gefahr ins Auge zu schauen und dem rechten Helfer in aller Noth das Gedeihen ihren Anstrengungen zu überlassen. — Da traten drei Männer in Pilgerkleidung aufs Verdeck. Der erste von ihnen, ein junger schöner Mann, eilte ans Steuer, warf von diesem hochliegenden Punkte einen Blick über die Maste und das Segelwerk, einen zweiten nach der Küste und schaute die nahe schreckliche Gefahr. Dann rief er: „Muth, Männer, es ist nichts verloren, wenn ihr nur arbeiten und mir gehorchen wollt! Die Segel gebraßt! ich will das Steuer verwalten.“ Jeder von seinen beiden Begleitern, ein riesiger Mann mit grauen im Winde flatternden Haaren und ein junger blondgelockter Ritter, dessen prachtvolle goldgezierte Rüstung unter seinem grauen Pilgerhemde blendend hervorschimmerte, so oft es die Windsbraut lüftete, stellten sich an eine Seite des Ueberlaufs und trieben die Leute mit guten Worten zur Arbeit, während Der am Steuerruder mit unglaublicher Kraft den schweren Baum allein lenkte. So gehorchte das Schiff wieder der verständigen Leitung und — es war Zeit — saußte in gräßlicher Nähe, aber unverletzt an den Brandungen vorüber, auf denen es im nächsten Moment, hätte

nicht der Kühne sich ins Mittel gelegt, zerschellen mußte.

Neu ermuthigt segelte das Schiffsvolk weiter und binnen vier Stunden gelang es, im Hafen von Aquileja einzulaufen.

In dieser alten berühmten Handelsstadt am adriatischen Meere, die ihres Reichthums wegen zur Römerzeit Roma secunda genannt wurde, stiegen bald hierauf unsere drei Pilgrime an das Land. Jetzt ist sie ein elender Fischerort, der zum triester Kreise des Königreichs Illyrien gehört. Es stand dieses neuere Aquileja zu Richards Zeiten bereits unter östreichischer Herrschaft und unsere lieben Leser, die in den drei Pilgrimen gewiß bereits Richard Löwenherz, den tapfern de Vaux, des Königs Stallmeister und Vertrauten und unsern Freund Kenneth, der sich mit dem ersten Tritt auf Europas Erde wieder seinen Familiennamen, Graf von Hundington beilegte, erkannten, begreifen nun wohl, daß diese ihre Pilgergewänder als nothwendige Verkappung trugen.

Man schiffte bald hernach ihre Pferde aus, drei kräftige arabische Hengste und zwei Maulthiere, welche die schweren Mantelsäcke trugen. Sobald unsere Freunde ihr Eigenthum hatten und die Pferde und Maulthiere ihres Schwindels los geworden waren, nahmen sie den Weg nach einem der am Hafen liegenden Gasthöfe, um sich hier von den Beschwerden der Seereise zu erholen.

Der kühne Gedanke war also ausgeführt; Ri-

chard war in Oestreich, um seines erbittertsten Feindes Länder zu durchstreifen und so nach seinen Erblanden zu entkommen. Wohl vermutheten die müssigen Gaffer am Hafen in ihm und seinen Begleitern vornehme Männer, die unerkannt ziehen wollten, denn der Reichthum der unter den Pilgergewändern hervorleuchtenden Waffenstücke, dann das vornehme, kriegerische Aussehen und besonders Richards königlicher Blick verriethen das hinlänglich. Wie würde man gestaunt haben, hätte man ihn erkannt, diesen Fürsten, vor dessen kühnen Thaten der Glanz des Cid, der Ritter von der Tafelrunde und aller alten Helden erbleichte. Aber nichts verrieth den König; nirgends ein Wappen, eine Krone, ein königliches Zeichen. Eben so hatten seine Begleiter alles Auffallende möglichst verborgen. Es fehlte die reichgekleidete Dienerschaft sogar, denn auch diese gebot die Klugheit bei einem so gefährlichen Unternehmen zurückzulassen.

Kenneth machte sich mit Mühe dem Wirth, einem ächten geschwätzig unverschämten Italiener, verständlich, daß man einen Knecht zur Besorgung der Maulthiere anzuwerben suche. Es gelang, einen Deutschen, der sich immer dem Anscheine nach müssig in der Nähe unserer Freunde herum trieb, zu finden, der denn auch, da er sich sehr bereitwillig dazu zeigte, gedungen ward. Kenneth kaufte einen Klepper für ihn, unterrichtete ihn über seine Pflichten und fand, daß der Bursche eben so willig als anstellig war. So ging denn am folgenden Tage

die Reise landeinwärts. Der Knecht diente zugleich als Führer und Vermittler in den Gasthäusern, wo man übernachtete und man kam nach einem Marsche von sieben Tagen durch die rauhen illyrischen und steierischen Gebirge in das weite blühende Donauthal. Schon glänzte in der Ferne der spitzige Thurm der Stephanskirche in Wien; schon sahen unsere Pilger die bewimpelten Schifflein auf dem breiten Rücken der Donau ziehen, den der Winter heuer nicht mit Eis überzogen hatte; da beschloß König Richard in einem kleinen Dorfe zu übernachten.

Niemand von den drei Engländern ahnete eine Gefahr; weder Richard noch Kenneth, selbst der vorsichtige de Vaux nicht, hatte bemerkt, daß der Bursche, den sie als Knecht gedungen, überall Verkehr mit verkappten Personen gehabt. Niemand ahnete in diesem Burschen einen der vielen Spione, die Leopold von Oestreich aufgestellt, um Richard, sobald er sich in Europa sehen ließe, zu verrathen, denn der Plan des Königs, durch Deutschland nach England zu gehen, war von den östreichischen Kundschaftern schon in Palästina entdeckt und sogleich nach Wien berichtet worden, so vorsichtig und geheim man auch damit hielt. Leopold jauchzte und seine Spione warteten in allen Häfen. Kaum war Richard in Aquileja angekommen, so war er auch schon erkannt und beständig von Verräthern umgeben, die ihn nicht aus den Augen ließen. Jedem seiner Schritte eilten Boten nach Wien voraus; in jedem

Gasthause war er von Kreaturen des Herzogs umgeben. So lockte man den arglosen Löwen in das Netz, das man ihm gestellt.

Der Begleiter des Königs, den Kenneth als Knecht gedungen, verstand genug von der englischen Sprache, um alle Unterhaltungen der drei Reisegenossen nach Wien berichten zu können. Er hatte ja zwei Jahre lang in Palästina gedient und dieser war es also, durch den man in Wien alles erfuhr, was Richard auf der Reise vornahm. Sobald nun die drei Reisenden in dem Dorfe anlangten, erschien mit Einbruch der Dunkelheit eine Abtheilung schwerer Reiterei, die das ganze Dorf umzingelte. Jeder Einwohner, der sich auf der Strasse blicken ließ, ward mit sofortigem Tod bedroht und bald wagte es keiner der schüchternen Landleute mehr, sich blicken zu lassen.

Als es völlig Nacht war, rückten die Reiter in Begleitung mehrere vornehmer Hofbeamten vor den Gasthof, drangen in denselben ein und besetzten das untere Gelaß. Die Pferde des Königs und seiner Begleiter wurden aus dem Stalle gezogen und fortgeführt; eben so die Maulthiere. Alles das geschah so leise, daß Niemand etwas davon ahnete. Der Knecht aber verschwand.

Richard saß mit Kenneth und de Vaux bei Tische, als die Treppe unter dem Fußtritt schwergewaffneter Männer dröhnte. Bei diesem Waffengeklirr erschracken die beiden Begleiter des Königs und de Vaux rannte nach seinem Schwert, das er un=

ter dem halblauten Rufe: „Verrath“! zog und sich dann an die Thüre stellte, die er verriegelte.

Richard und Kenneth waffneten sich eiligst, stellten die Lichter bei Seite und setzten sich so in Verfassung, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Unmittelbar hernach wurde gepocht und eine Stimme rief: „Oeffnet und ergebt Euch, König von England!“ „Verrath!“ riefen Kenneth und de Vaux; es entstand eine fürchterliche Pause; man hörte, wie Richard seinen Helm überstürzte und krachend schloß. Im nächsten Moment flimmerte sein Schwert durch die Luft.

„Oeffnet, König von England,“ ließ sich die Stimme drohender vernehmen.

„Oeffne die Thüre, de Vaux und kommt dann Beide hieher zu mir!“ befahl Richard mit dumpfer Stimme.

De Vaux zögerte einen Augenblick, zog dann den Riegel zurück und begab sich gehorsam zu seinem Herrn, an dessen rechte Seite er sich stellte. Das Antlitz des alten Mannes war bleich; eine Thräne zitterte in seinem Auge, alle Muskeln seines gewaltigen männlichen Gesichtes zuckten vor Verzweiflung und Kummer. Anders Kenneth. Dieser, der weniger die schrecklichen Folgen dieses Augenblicks erwog, stand zu des Königs Seite wie ein Herold der Rache und des Kampfes. Ja wie der Panther, der in äußerster Wuth im Begriffe ist, auf seinen Feind loszustürzen, hatte er sich etwas niedergeduckt und das treffliche Damas-

cener Schwert, das ihm Saladin geschenkt, so furchtbar fest gefaßt, daß das Blut unter seinen Nägeln hervordrang. So sah er halb auf die Eintretenden, halb auf Richard, ihm ein Wort, ja eine Bewegung abzulauschen, durch er die Erlaubniß erhielte, auf die Fremden loszustürzen und ein gräßliches Blutbad unter ihnen anzurichten. Allein die Sache gestaltete sich ganz anders.

Statt der Bewaffneten, die außen auf der Hausflur stehen blieben, waren die drei unbewaffneten Beamten eingetreten, die sofort hinter sich die Thür schlossen, dem König näher traten, sich auf ein Knie niederließen und dann wieder erhoben. Der älteste von ihnen begann sodann:

„Ew. Majestät, König von England, wir erscheinen auf Befehl unseres allergnädigsten Erzherzogs Leopold von Oestreich und Tyrol, allerdings mit einem Auftrage, dessen Erfüllung uns, die wir die großen Regententugenden und die Heldenthaten Ew. Majestät zu würdigen wissen, sehr schwer wird, ja unser Herz bluten macht. Erlauben Ew. Majestät, uns Ihrer Gnade zu empfehlen. Ich bin der Kanzler seiner kgl. Hoheit des Erzherzogs, Heinrich von Grafenstein, dieses „er deutete auf den rechts vor ihm stehenden, „ist der Statthalter von Niederöstreich, Graf von Spaur, und hier empfiehlt sich Ew. Majestät einer Ihrer ehemaligen Kriegsgenossen, der Marschall von Pilligsdorf.“

Richard senkte das Schwert, schlug den Helm

in die Höhe, erkannte den Marschall, der allerdings in Palästina lange unter seinem Befehl gestanden, grüßte ihn mit ernster Freundlichkeit und sprach:

„Ihr Herrn, ich bin Richard von England, ein friedsamer Reisender durch dieses Land. Was sind Eure Aufträge an mich?“

„Ew. Majestät, unser allergnädigster Herr, im Andenken an die Ehrenkränkung, die er in Palästina von Ew. Majestät erfahren, befahl uns, Ew. Majestät entgegen zu gehen mit dem Auftrage, Sie gefangen zu nehmen und in fürstlichen Gewahrsam zu bringen, um Genugthuung für den an Ostreich verübten Schimpf zu erlangen. Bekannt mit Ew. Majestät Gesinnungen und mit den Rücksichten, welche wir gegen Ew. Majestät erhabene Person zu erfüllen haben, kommen wir, Ihnen die Bitte um Einstellung aller nutzlosen Versuche zu einer vergeblichen Vertheidigung vorzulegen und Sie anzuflehen, uns gutwillig zu folgen. Wir werden nicht ermangeln, alle schuldigen Rücksichten streng zu beobachten, wie es uns denn auch von Seite unseres erhabenen Gebieters befohlen ist.“

„Ha!“ rief Richard erstaunt, „Leopold will mich meiner Freiheit berauben lassen, einen ihm an Rang weit überlegenen freien und souveränen König Europas? Solcher Dinge will sich der Erzherzog von Oestreich vermessen? Wie?“

„O bedenken Ew. Majestät“, sprach der Kanzler wehmüthig, „daß Sie Leopold von Oestreich in Pa-

lästina gröblich gekränkt und ihm für diesen Schimpf jede Genugthuung verweigert. Auch Oestreichs Erzherzog ist souverän, wie Sr. Majestät von England und wie vieler Erzherzoge Häupter mag noch die Kaiserkrone, die erste Krone der Christenheit schmücken!"

„Ich habe hierauf nichts zu erwiedern", entgegnete Richard streng. „Wißt, Kanzler und Boten des Erzherzogs von Oestreich, daß Euer Herzog ein feiger Verräther ist, den ich im Angesicht Europas der Verrätherei bezüchtige und dem ich hiemit meinen Handschuh hinwerfe — er schleuderte denselben dem Kanzler zu Füßen — ihn ladend zum Kampfe auf Leben und Tod vor die Schranken! Geht! das ist Richards Antwort!"

„Ew. Majestät" sprach der Marschall von Pilligsdorf mit dringender Bitte, „ergebt Euch in unsere Hände. Gebt uns Ew. Wort, daß Ihr uns gutwillig nach Dürrenstein folgen wollt, wo alles zu Ew. Majestät Empfang aufs Würdigste in Bereitschaft gesetzt ist!"

Richard sah lächelnd auf seine Begleiter und sprach: „Bei St. Dionys, sie haben sich schon auf uns gerichtet. Sie müssen von außerordentlich guten Spionen bedient gewesen sein. Und wenn ich nun Lust hätte, mich zur Wehre zu setzen und hier zu vertheidigen?" sprach der König.

„Dann würden uns Ew. Majestät in die äußerste Noth versetzen und zu einem schrecklichen Kampfe zwingen, der gewiß nur mit Ihrem Unter-

gang und dem Ihrer tapfern Begleiter, die ich trotz ihrer zornigen Blicke herzlich grüße, enden würde!" antwortete der Marschall.

„Es ist umsonst, Freunde", sprach Richard, „wir sind verloren und würden ihnen so wenig entrinnen, als der Löwe den Spießen der Jäger, die ihm von allen Seiten auf den Leib rücken. Herr Marschall ich bin Euer Gefangener" sprach der König; doch meine Waffen lasse ich nicht von der Hand; auch meine Begleiter dürfen nicht von mir getrennt werden. Ich folge Euch unter dieser Bedingung, wohin Ihr mich bringen sollt. Die Folgen dieser verrätherischen Handlung Eures Herrn werden schwer sein; sie fallen aufs Leopolds Haupt. Ich rufe Gott zum Zeichen an, daß ich durch jedes Mittel mir Genugthuung für diese Schmach verschaffen will. Steckt Eure Schwerter ein, Freunde. Das Glück hat sich gewendet. O England! theures Heimathland! rief er wehmüthig, indem er die Hände rang, welche Leiden wird diese unsere Gefangenschaft über dich bringen!"

De Vaux stürzte lautweinend vor dem König nieder und schlang seine Arme um dessen Knie. „O hättet Ihr meine Bitten erhört, Majestät!" rief der alte treue Diener schluchzend.

Richard hob den wackern Mann auf, umarmte und küßte ihn und sprach: „Wie, Vater Thomas, Du weinst? Fasse Muth! diese schreckliche Lage wird nicht lange währen. Laß diesen Oestreichern den

Triumpf nicht, zu sehen, daß Du verzagest. Auf, sei stark!“

„Kenneth“, mein guter Freund, Du bist seltsam in unser Geschick verwoben und wir ziehen Dich mit ins Unglück. Wir hofften, Dich nach der Heimkehr mit schönerem Lohn erfreuen zu können. Es sollte nicht sein. Doch still, wir haben zum Klagen Zeit genug im......“ er endete nicht.

„Ew. Majestät“, sprach Kenneth voll wüthenden Grimmes,“ ich bitte um Erlaubniß, mit diesen Oestreichern einen Schwertgang zu machen. Es ist mir zu Muthe, als sei es eine Wonne, mit meinem Damascener ihnen zu Leibe zu gehen, und ich will mich mit Freuden in Stücken hauen lassen, wenn ich nur meine unbändige Wuth stillen kann.“

„Sir Kenneth von Hundington“, sprach Richard ernst, „wir befehlen Euch, Euer Schwert in die Scheide zu stecken und Euer kostbares Leben zu unserm Dienste zu schonen. Es darf nicht, wie das eines gemeinen Dienstmannes nutzlos in die Schanze geschlagen werden!“

Kenneth stieß seinen prächtigen Degen in die Scheide, kehrte sich dann von den Oestreichern ab, ging in den Hintergrund des Zimmers und war ein stummer Zeuge der ferneren Unterhandlungen. Es ward dem König eine Schrift zur Unterzeichnung vorgelegt. Da aber dieselbe in lateinischer Sprache abgefaßt war, wovon weder der König noch seine beiden Begleiter hinlängliche Kenntniße besaßen, so weigerte sich Richard, diese zu unterzeichnen, und

sprach: „Ich wünsche, dem Erzherzog selbst vorgestellt zu werden!“

„Ew. Majestät, ich zweifle nicht, daß der Erzherzog, unser gnädigster Herr, sich bald persönlich mit Ihnen benehmen werden. Aber es ist uns nicht gestattet, Ew. Majestät nach Wien zu führen.“

„So will ich einen meiner Begleiter dahin mit meinen Austrägen senden“, sprach der König.

„Auch dieses können wir nicht bewilligen, bis wir darüber vom Hofe weitere Befehle eingeholt haben werden;“ sprach der Kanzler ausweichend.

„So wird man doch dem Grafen von Hundington gestatten, sofort nach England abzureisen, um meine Gemahlin und mein Volk von meinem Schicksale in Kenntniß zu setzen?“ sagte Richard voll Ingrimm.

„Ew. Majestät, wir haben den bestimmtesten Befehl, Sie sammt Ihren Begleitern nach dem Schlosse Dürrenstein zu bringen, wo alles Weitere zu erwarten ist“, antwortete der Marschall von Pilligsdorf.“

„Das ist eine unerhörte Sache“, rief der König von England, „ich protestire dagegen als souveräner Fürst und wälze alle Folgen dieser frevelhaften, verrätherischen und schmachvollen Gefangenschaft, die man mir auferlegt, auf das Haupt des Erzherzogs von Oestreich. Vor Gott und der ganzen Christenheit beschuldige ich ihn, uns überfallen, eingekerkert und so an uns. den allerhöchsten Hochverrath begangen zu haben und lade ihn dafür vor ein Für-

stengericht zum Kampfe auf Leben und Tod mit blanken Waffen. Ich schwöre das hiemit, so wahr mir Gott helfe. Amen!"

„Amen!" riefen de Vaux und Kenneth, während die Oestreicher mit niedergeschlagenen Augen standen und nicht wußten, was sie hierauf thun oder sagen sollten. Nach einer langen peinlichen Pause trat endlich der Marschall vor und sprach: „Ew. Majestät, ich bitte Sie, uns nun zu folgen, damit wir Dürrenstein noch vor Tagesanbruch erreichen."

Richard wendete sich wehmüthig gegen seine Begleiter und sagte; „Freunde das Leid beginnt. Laßt uns ferner kein Wort mehr verlieren, und darnach trachten, daß man uns wenigstens nicht trenne."

Vor der Thüre des Gasthauses stand ein Wagen, in den man den König nebst seinen Begleitern steigen ließ. Er zauderte; doch dann stieg er rasch ein; ihm folgten de Vaux, Kenneth und der Marschall. Den Wagen umgaben sechzig geharnischte Reiter und unter solcher Bedeckung fuhr Richard in die dunkle Nacht hinaus.

Von diesem Augenblicke an war Richard verschollen. Ein halbes Jahr hörte kein Mensch etwas von ihm. Berengaria, seine junge schöne Gemahlin ergriff die Zügel der Regierung; allein vergebens ließ sie Europa durchspähen, um die Spur des verlornen Monarchen, ihres Gemahls, wieder aufzufinden. Alle Nachrichten endeten damit, daß Richard in Aquileja gelandet sei; das aber war auch alles. Es war also mehr als gewiß, daß er in die Hände des

Erzherzogs von Oestreich gefallen. Ob er noch lebe, und welches sein Loos sei? dieses konnte weder durch Bitten noch durch Drohungen ermittelt werden. So sehr man auch den Erzherzog Leopold damit bestürmte; er schwieg!

Dreizehntes Bild.

Dürrenstein.

Europas schönster und mächtigster Strom, die Donau, fließt auch durch die fruchtbarsten, reichsten Länder des Erdtheils. Nicht gleich den romantischen Ufern des Rheins gepriesen, verdienen dennoch die wildschönen Felsengestade der Donau von Passau bis Wien nicht minder die Beachtung des Freundes der Natur. Noch majestätischer rauscht der ungeheuere Strom durch die von ihm zerrissenen Felswände der moldauischen und walachischen Granitgebirge, wo er gefährliche Stromschnellen und Fälle bildet. Leider wohnen hier halbe Barbaren, welche den Segen der ungeheuren Wasserader, die an ihnen vorüberwallt, nicht fassen und darum auch nur spärlich nützen. In zahlreichen Mündungen ergießt sich die Donau ins schwarze Meer. Aber mit barbarischer Gleichgiltigkeit läßt man sie versanden. Nur eine davon ist noch für die Dampfschiffahrt zu benützen.

Das schöne östreichische Land ob und unter der Ens bietet außer den bayerischen Stromufern

die glücklichsten Gestade der Donau dar. Auf den zackigen Granitbergen thronen die romantisch gelegenen Ruinen zahlreicher Burgen. Der Sinn für die Erhaltung dieser Denkmale einstiger Rittergröße erwacht jetzt mehr und mehr, und gar manche schöne seit Jahrhunderten in Schutt und Asche gelegene Burg ersteht wieder neu und blickt herunter auf die blauen Wellen, als zeuge sie in geheimen Tönen von einer ernsten Zeit, in der hier starke Männer gehaust, edle Frauen heimisch gewaltet, feurige Jünglinge von Thaten geträumt. Der Aufblick nach jenen zackigen Felsschlössern gewährt ein Gefühl, das unbeschreiblich ist.

Eine der am romantischesten gelegenen und schönsten dieser Ritterburgen ist das hier so oft schon genannte Dürrenstein. In älterer Zeit mag es wohl einer adeligen Familie eigen gewesen, aber später von den östreichischen Herzogen erworben worden sein. Zur Burg gehören mehrere Dörfer und Weiler. In der Nähe wird ziemlich guter Wein gebaut. Von den Zinnen hat man eine schöne Aussicht über den Strom und die ihn einengenden Ausläufer des Böhmer Waldes und der norischen Alpen. Historisch merkwürdig ist der Dürrenstein durch den Aufenhalt des Königs Richard Löwenherz geworden, der als Gefangener eine lange traurige Zeit hier zubrachte.

Wir finden den König hier wieder, entwaffnet und traurig, obwohl nichts sein heldenkräftiges Gemüth zu beugen vermochte. Seine Begleiter Ken-

neth und de Vaux waren seine einzigen Gesellschafter; von allem andern Umgang war er völlig abgeschnitten. Eine Reihe dürftig ausgestatteter Gemächer war ihm zur Verfügung gestellt; seine Verpflegung ließ viel zu wünschen übrig und sein Loos wurde ihm durch Kränkungen aller Art verbittert. Vergebens bemühte er sich, über die Absicht und die Dauer seiner Gefangenschaft sich Gewißheit zu verschaffen; vergebens bestürmte er seine Wächter mit Bitten und Drohungen, vergebens schrieb er von Woche zu Woche nach Wien, um von dort Nachrichten zu erhalten; vergebens hoffte er darauf, den Erzherzog zu sehen, oder einen von ihm Abgesandten. Man antwortere ihm keine Sylbe und schien es darauf angelegt zu haben, ihn durch Schweigen mürbe zu machen.

Richard war in England bewundert, aber wegen seiner maßlosen Erpressungen nicht beliebt gewesen. Dennoch regte sich jetzt die Theilnahme des Volkes für den verloren geglaubten König auf das mächtigste. Kundschafter durchstreiften Deutschland; aber keiner fand von Richard eine Spur und jeder Abgesandte kehrte nur mit der trostlosen Kunde heim, daß er nichts erfahren hätte.

Was die Pflicht und der Eifer nicht vermochte, das vollbrachte endlich die Liebe. Richards Sänger Blondel, bekannt durch seine ausgezeichnete Sangesgabe und durch seine Anhänglichkeit an seinen Herrn, den König, dem er auf das Innigste ergeben war, verließ England und zog verkappt als Pil-

ger durch die süddeutschen Gauen an der Donau hinab. An jeder Burg ließ er seine Harfe, die er mit sich führte, ertönen, ein Lied dazu singend, das Richard einst in glücklicheren Tagen geliebt und gerne gehört hatte, ja das er oft, Strophe um Strophe mit seinem Mienesänger wechselnd, gesungen. Allein lange antwortete dem Sänger kein Ton, der ihm die Nähe seines verlornen Herrn verkündet hätte, obwohl ihm das liebliche Tönen seines Saitenspiels und der Wohlklang seiner sanften rührenden Stimme überall die Thore der Burgen und die Herzen der Bewohner derselben öffnete. So zog er der Nachtigall gleich, die um ihren verlornen Gefährten trauert und klagt, einsam hinab im Donaugebiet, die wildesten Stellen nicht scheuend, vor keiner Gefahr bebend und entschlossen, ohne Nachricht von Löwenherz nicht wieder heimzukehren.

Es war an einem schönen Abend, als Richard am vergitterten Fenster saß, um die lieblichen Düfte, die der laue Abendwind über den ruhigen Strom von der fernen Weinbergen herübertrug, einzuathmen. Der König war trüb, ja weich gestimmt. Gedanken an glücklichere Tage, an die ferne Gemahlin, an die Heimath zogen durch seine Brust; Gebilde der Vergangenheit rauschten an ihm vorüber wie ein Zug wandelnder Träume. So saß der gefangene Löwe, und indem er hinausblickte in den blauen Aether, stahl sich unvermerkt eine Thräne über seine Wimper.

Da tönte plötzlich der volle schöne Klang einer

Harfe zu ihm herauf und diesem folgte eine liebliche, ach! dem König wohlbekannte Stimme, die ein Lied in englischer Sprache sang. Bei diesen Tönen durchschauerte der König plötzlich neue Lust und Hoffnung. Er sprang auf, weckte seinen treuen de Vaux, der in einem Armstuhle am Kamin eingeschlummert war und sagte: „Ha, Thomas, bei St. Dionys, das ist Blondel!"

De Vaux horchte und beide erkannten die Stimme des Sängers, vernahmen in der Abendstille jedes Wort. Da endete plötzlich der Sänger und nur die Harfe tönte weiter. „Sollte er es nicht sein?" sagte der König.

„Ew. Majestät, er ists, ich kenne ihn unter Tausenden heraus. Lassen Sie uns ihm ein Zeichen geben, er wird helfen, wenn er kann."

„Was für eines?" sagte der König.

„Singen Sie, Ew. Majestat, singen Sie dasselbe Lied, ich weiß, daß Sie oft dasselbe abwechselnd mit Blondel vorgetragen haben", sprach der Ritter dringend; „er wird Ihre Stimme erkennen und dann wissen, was er zu thun hat."

„Bei Gott, Du hast recht!" sprach der König; gewiß ist das Blondels eigne Absicht, uns, da Waffengewalt uns jetzt nichts nützen kann, durch seiner Stimme Klang zu mahnen, ihm ein Zeichen unseres Lebens zu geben. Still, er singt wieder."

Bondel begann in der That so eben eine neue Strophe und fuhr, als er diese geendet hatte, mit dem Harfenspiele fort. Jetzt begann Richard

und der Gesang des Königs wurde begleitet, bis die Strophe zu Ende war. Dann schwieg die Harfe und kein fernerer Ton ließ sich vernehmen.

„Es ist still!“ sagte Richard, entweder Blondel war es nicht, oder er entfernte sich aus Vorsicht.“

„Das letztere war klug, Majestät“, sprach de Vaux. „Gott gebe ihm eine sichere Reise und in einigen Tagen wird Hilfe da sein.“

Allein die Hilfe verzog, obwohl Blondel wirklich der Sänger gewesen und unmittelbar nachher nach England geeilt war. Nun wußte man, wo Richard gefangen gehalten wurde und wer ihn in seiner Gewalt hatte. Wir werden im nächsten Kapital die Folgen dieses Ereignisses vernehmen.

Schluß.

Der Sänger war im Fluge nach England geeilt, hatte aber unter Weges an den Höfen bekannter Fürsten und Herren nichts weniger als geheim mit seiner Entdeckung gehalten und in seinem Eifer für die Sache seines gekränkten Königs, für die beleidigte Ehre seines Vaterlandes und in seiner gerechten Entrüstung über diese schreckliche Verhöhnung alles Völkerrechts Gott und Menschen zur Rache aufgefordert. Die Nachricht, daß König Richard auf dem Dürrenstein gefangen gehalten werde, verbreitete sich wie ein Flugfeuer über Europa. Aber in Deutschland regte sich kein Mitgefühl für den

eingekerkerten Monarchen, sondern nur der Neid, die Eifersucht und wohl auch die Rachgier. In Frankreich aber tauchte neben diesen häßlichen Leidenschaften, eine noch häßlichere bei König und Volk empor, die unselige Habsucht, und Philipp fiel trotz seines Eides verheerend in Richards Besitzungen ein.

Erzherzog Leopolds Hofleute und Possenreißer berichteten ihm täglich aus Richards Kerkerhaft Scenen, an denen seine Rachgier sich sättigte. Es gewährte diesem allerdings von Englands König schwer beleidigten Fürsten ein unedles Vergnügen, den Löwenherz in festem Gewahrsam zu halten, sich an den Qualen seines Opfers zu weiden und ihm dadurch, daß er auf keine seiner flehentlichen Bitten antwortete, noch zu antworten gestattete, eine stolze Verachtung zu beweisen. Wer weiß, wann diese Demüthigung seines Feindes dem Erzherzog endlich lang genug geschienen hätte. Allein auch über ihm thronte ein Mächtigerer.

Heinrich IV., der dritte Kaiser aus der hohenstaufischen Linie, erfuhr kaum, daß Richard von dem östreicher Leopold gefangen gehalten werde, so sendete er einige seiner Hofleute mit einem Schreiben an den Erzherzog, in welchem diesem befohlen wurde, Richard sofort auszuliefern, und ihm zuzusenden. Die Abgesandten hatten zugleich den Auftrag, dem Erzherzog Geld zu bieten, zur Entschädigung für die von seinem Gefangenen zu hoffende

Lösungssumme, und falls dieses nicht genügte, ihm mit Krieg zu drohen.

Erzherzog Leopold saß ruhig beim Mahle, als die kaiserlichen Gesandten plötzlich im Schlosse erschienen und sich sofort zu ihm begaben. Er empfing sie voll Vergnügen, weil er von dem Zwecke ihrer Sendung nicht die entfernteste Ahnung hatte, denn Richards Gefangenschaft war ein Geheimniß, das nur in den nächsten Umgebungen des Erzherzogs bekannt war. Wie erstaunte der Erzherzog, als er die kaiserlichen Briefe öffnete und den Befehl las, welchen dieselben enthielten?

Er wollte Ausflüchte machen; aber die den Gesandten ertheilten Befehle waren gemessen und die kaiserliche Gewalt war damals noch so groß, daß die Fürsten keinen ernsten Widerstand wagten. Gegen das Versprechen von 60000 Mark Silber entschloß sich also der Erzherzog nach kurzem Wortgefecht, seinen Gefangenen an Heinrich IV. auszuliefern. Am folgenden Tage wurde Richard unter starker Bedeckung vom Dürrenstein abgeholt und über Regensburg, Heilbronn und Frankfurt nach Mainz in kaiserliches Gewahrsam gebracht. Man behandelte den König voll Ehrerbietung; aber nichts desto weniger war er in Mainz Gefangener wie in Dürrenstein.

Bald hernach ward Richards Aufenthalt abermals gewechselt. Man führte ihn nach Worms und dann nach dem Schlosse Triefels ab und es

verflossen über sechzehn Monate, bis sich der Kaiser endlich entschloß, eine Entscheidung über das Schicksal des Gefangenen zu gewähren. Vergebens bemühten sich die englischen Stände, ihren König zu befreien. Umsonst verwendete sich der Papst Cölestin III. für ihn. Heinrich beschuldigte Richard des Mordes, beschuldigte ihn, den Markgrafen von Montferrat, König von Jerusalem, meuchelmörderisch aus dem Leben geschafft zu haben, und erklärte, daß ihn keine Gewalt der Erde bestimmen könne, Richard zu entlassen.

Im April 1193 versammelten sich endlich die Reichsfürsten in Hagenau, und vor diesen Reichstag ward nun Richard Löwenherz förmlich geladen. Man brachte ihn von Triefels an das kaiserliche Hoflager. Er erhielt hier Besuche von mehreren Fürsten und sah zum ersten Male wieder mehrere seiner Unterthanen, die als Abgesandte hieher gekommen waren, um über das Schicksal ihres Monarchen Gewißheit nach dem Vaterlande zu bringen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Richard mit dem deutschen Kaiser vor dem Gericht persönlich bekannt wurde, denn nach den gegen ihn erhobenen Klagen fiel das Urtheil sehr gelind aus. Noch mehr mag seine Persönlichkeit, sein Ruhm und das Mitleid, das er erregte, dazu beigetragen haben, daß er zur Freiheit durch die Gunst der Fürsten gelangte.

Als am folgenden Tage die Reichsfürsten ihre Plätze eingenommen hatten, erschien Richard mit

seinen prächtig gekleideten Schicksalsgenossen de Voux und Hundington. Man hatte ihm einen Thronsessel zur Rechten des Kaisers, aber zur ebenen Erde, gestellt. Er nahm aber nicht Platz, sondern erwartete die Anklage vor seinem Sitze stehend. Sie war des Inhalts:

„Richard von England habe die Ermordung Montferrats veranlaßt, sei mit Tancred in Verbindung gestanden und habe die deutsche Nation beschimpft.“

Diese Anklage sprach der Kaiser selbst aus und der Erzbischof von Mainz als Reichskanzler fügte in langer Rede die Beweise hinzu, durch welche die verschiedenen Klagpunkte bekräftigt werden sollten. Allein Richard vertheidigte sich nicht nur mit großem Erfolg, sondern er gewann auch die Fürsten und so kam es denn, daß er von den wichtigeren Klagpunkten fast einstimmig freigesprochen wurde. Für die der deutschen Nation in der Beschimpfung des östreichischen Banners angethanene Beleidigung aber mußte er so lange als Gefangener büßen, bis für ihn die ungeheuere Summe von 150000 Mark Silber als Lösegeld erlegt wäre. Damit endete die Verhandlung und Richard kehrte wieder nach dem Triefels zurück.

Schon nach vierzehn Tagen kamen englische Beamte und brachten zwei Drittel des Lösegeldes, 100000 Mark, die man in so kurzer Zeit mit großer Anstrengung aufgebracht hatte. Allein Richard ward

erst nach Erlegung der vollen Summe entlassen am 2ten Februar 1292.

Gedemüthigt kehrte der schwergeprüfte Fürst in sein Heimathland nach vierjähriger Abwesenheit zurück und landete am 13ten März 1194 zu Sandwich. Seine Unterthanen nahmen ihn mit ausschweifender Freude auf.

Er fand sein Vaterland von den beklagenswerthesten Wirren zerrissen, seine Besitzungen in Frankreich durch Philipp von Frankreich mit blutigem Krieg überzogen. Mit kräftiger Hand griff er ein, ordnete in England die Regierung, ging dann nach der Normandie, schlug die Franzosen in mehreren großen Schlachten, verjagte sie aus seinen Besitzungen und fiel verheerend in denen des Königs Philipp ein.

Wir haben nur noch wenige Worte über die in diesen Bildern auftretenden Personen zu berichten. Kenneth gelangte durch Richards Gunst zu den höchsten Ehren und Würden in England. Er erwarb sich als einer der ausgezeichnetsten Feldherrn den glänzendsten Ruhm im Kriege gegen Frankreich.

Von dem Emir Nureddin erhielt er einst durch einen aus Palästina zurückkehrenden Pilger unvermuthet Nachricht. Nureddin war schwer verwundet worden und hatte von Saladin die Statthalterschaft von Egypten zur Belohnung seiner Dienste erhalten.

Kenneths Findling Khaled war des Statthalters Liebling. Er lebte bei Nureddin in Kairo und

wurde dessen Schwiegersohn. Die beiden Araber redeten oft und gern von Kenneth, rühmten dessen Edelmuth und Tapferkeit, wie denn auch der Leopardenritter von den Sarazenen nicht vergessen wurde.

Fünf Jahre währete der blutige Krieg zwischen England und Frankreich, bis endlich auch Richard seinen Tod bei der Belage=rung des Schlosses Limoges durch einen Pfeilschuß fand. Die an sich wenig gefährliche Wunde wurde durch die unzweckmäßige Behandlung des Wund=arztes tödtlich.

In ihm endete ein Fürst von seltener ritterlicher Gesinnung. Hätte ihm eine größere Macht zu Gebot gestanden, er würde wahrscheinlich außerordentliche Dinge vollbracht haben. Seine Charakterfehler erbleichen im Glanze seiner Thaten. Für das, was er gefehlt, hat er schwer gebüßt. Der Ruhm umgibt daher seinen Namen noch heute mit einer unvergänglichen Strahlenkrone.

Ende.

Seite 112.



Krönung Karls des Großen.

Körber, Philipp

König Richard Löwenherz von England

Nürnberg [1850]